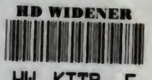

C
1122
99.5

HD WIDENER
HW KITR E



Über das Verhältniß der beiden Volkstämme in Böhmen.

Drei Vorträge

im Jahre 1816 an der Hochschule zu Prag gehalten

von

Dr. Bernard Bolzano

k. k. Professor der Religionswissenschaft.

Wien, 1849.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

Dr. Bernard Bolzano's
sämmtliche im Druck erschienene Schriften:

Betrachtungen über einige Gegenstände der Elementargeometrie. Prag. 1804.

Beiträge zu ei. begründeteren Darstellung der Mathem. Prag. 1810.

Der **binomische Lehrsatz** und als Folgerung aus ihm der polynomische und die Reihen die zur Berechnung der Logarithmen und Exponentialgrößen dienen, genauer als bisher erwiesen. Prag. 1816.

Rein analytischer Beweis des Lehrsatzes, daß zwischen je zwei Werthen, die ein entgegengesetztes Resultat gewähren, wenigstens eine reelle Wurzel der Gleichung liege. Prag. 1817.

Die **drei Probleme** der Rectification, der Complanation und der Cubirung, ohne Betrachtung des unendlich Kleinen, ohne die Annahme des Archimedes und ohne irgend eine nicht streng erweisliche Voraussetzung gelöst; zugleich als Probe einer gänzlichen Umstaltung der Raumwiss., allen Mathem. zur Prüfung vorgelegt. Leipzig. 1817.

† Versuch einer objectiven Begründung der Lehre von der **Zusammensetzung der Kräfte**. Prag. 1842.

† Versuch einer objectiven Begründung der Lehre von den **drei Dimensionen des Raumes.** Prag. 1843.

Was ist Philosophie? Wien. 1849.

Athanasia oder Gründe für die Unsterblichkeit der Seele. Ein Buch für jeden Gebildeten, der hierüber zur Beruhigung gelangen will. Sulzbach 1827. Zweite verbesserte Ausgabe mit einem kritischen Anhange vermehrt. Sulzbach 1838.

† Abhandlungen zur Ästhetik. Erste Lieferung. Über den **Begriff des Schönen.** Eine philosophische Abhandlung. Prag. 1843.

Wissenschaftslehre. Versuch einer ausführlichen und größtentheils neuen Darstellung der **Logik**, mit steter Rücksicht auf deren bisherige Bearb. Mit ein. Vorr. des Dr. J. Ch. A. Heinroth. 4 Bde. Sulzb. 1837.

Lehrbuch der **Religionswissenschaft.** Ein Abdruck der Vorlesungshefte eines ehemaligen Religionslehrers an einer katholischen Universität. 4 Bde. Sulzbach. 1834.

Bolzano's Wissenschaftslehre und Religionswissenschaft in einer beurtheilenden **Übersicht.** Eine Schrift für Alle, die dessen wichtigste Ansichten kennen zu lernen wünschen. Sulzbach. 1841.

Erbauungsreden an die akademische Jugend. Prag. 1813. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. Erster Theil. Mit einer Vorrede und Anmerkungen des Herausgebers. Sulzbach. 1839.

Dr. Bernard Bolzano's **Erbauungsreden** an die akademische Jugend. Herausgegeben von einigen seiner Freunde, bevorwortet von Dr. F. Příhonský. Erster Band. Prag. 1849.

Über **das Verhältniß der beiden Volksstämme in Böhmen.** Drei Vorträge im Jahre 1816. Wien. 1849.

Über das

Verhältniß der beiden Volkstämme in Böhmen.

Drei Vorträge

im Jahre 1816 an der Hochschule zu Prag gehalten

von

Dr. Bernard Bolzano

k. k. Professor der Religionswissenschaft.

„Viribus unitis."

Wien, 1849.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

Wenn ich noch so lieblich redte,
Wenn ich Engelzungen hätte,
Ohne Liebe wär' mein Herz:
Wär' ich nur ein tönend Erz!

1 Kor. 13, 1.

Vorwort.

Wer bei irgend einem Aufsatze dieses Verfassers im Zweifel wäre, ob derselbe aus einer andern Gesinnung hervorgegangen sei, als aus der innigsten Liebe zu denen, an die er gerichtet, ja zu der Menschheit selbst, für deren äußere und innere Zustände er die lebendigsten Gefühle hegte: der müßte von des Mannes persönlichen, häuslichen und öffentlichen Verhältnissen und Bestrebungen sogut wie nichts vernommen haben.

Wer einen Aufsatz desselben und beträfe er einen Gegenstand von viel minderem Belange als die gegenwärtigen, ohne die Voraussetzung zur Hand nähme, daß Bolzano nur nach gewissenhafter Erforschung, deutlichster Erkenntniß, mit allseitiger Bestimmtheit und Sicherheit so oder anders geurtheilt habe: dem ist dieses Lehrers geistiger Reichthum, die Emsigkeit seiner Vorarbeiten, sein Umblick nach allen Spuren der Wahrheit, die Strenge der Anforderung an die eigene Leistung, die Bereitwilligkeit im Prüfen, Ändern und Verbessern des zehnmal Ver-

suchten, endlich seine Pflichttreue im Erfüllen jeder Bedingung, durch welche die Menschen weiser, besser, glücklicher werden: dem ist, sagen wir, alles dies wohl gänzlich unbekannt geblieben.

Endlich wer wenigstens bei dem Stoffe der vorliegenden Reden befürchtet, ihr Verfasser werde — etwa aus unverschuldetem Mangel an Kenntniß der Sachlage — in seiner Darstellung und den hieraus gefolgerten Rathschlägen etwa der Oberflächlichkeit oder Parteilichkeit zu zeihen sein, also Diejenigen nicht befriedigen können, die aus Vorliebe oder Gewohnheit einem der beiden Volkstämme angehören; mit Einem Wort, er werde hier wenigstens ein nutzloser Prediger — zumal in unsern Tagen sein: der wolle nur sogleich den Augenschein nehmen, und in dem einzelnen Beispiele an sich selbst erfahren, inwiefern die Sprache der Wahrheit, welche Bolzano redet, zu solchen Besorgnissen Anlaß gibt.

Indessen wahr ist es doch, daß Besorgnisse auch entstehen, wo eben kein Grund zu denselben vorhanden ist. Mehr als ein Menschenalter ist seit der Abhaltung dieser Vorträge verflossen; Parteien haben sich seitdem gebildet, und es liegt im Begriffe derselben, daß solche niemals ganz frei von Leidenschaften sind. So kann es kommen, daß die Art wie Bolzano, der begeisterte Sachwalter jeder guten Sache, seine slavischredenden Landesgenossen hier, sowohl der deutschen Bevölkerung wie der österreichischen Verwaltung an das Herz gelegt, manchem unserer heutigen Leser nicht mehr genügen werde. Unstreitig haben gewisse Verhältnisse, die hieher bezüglich, sich erst in neuester Zeit gestaltet oder sind doch erst jetzt zu entscheidender Klarheit und Wichtigkeit erwachsen. Der politische oder wie es Viele lieber hören, der literarische Begriff des Slaventhums, die Aussicht auf ein neues und volkthümliches Gemeindeleben, die Entfaltung einer historischen und wissenschaftlichen Literatur, die

zu selbständiger Geltung zu gelangen wünscht, sowie die verhängnißvolle Bedeutsamkeit, welche die Neuzeit überhaupt den Schlag- und Stichwörtern »Nationalität,« »Gleichberechtigung« u. s. w. verliehen — das sind freilich Dinge, welche im Jahre 1816 dem Verfasser noch nicht so geläufig sein konnten, wie jenen, deren Beruf es war, sie allmälig in den Vordergrund der geistigen Bewegung zu drängen. Seinem besondern Zwecke gemäß beschränkte derselbe seinen Blick nur auf die Grenzen des böhmischen Vaterlandes, hatte er vornehmlich nur den sittlichen, häuslichen, bürgerlichen Zustand seiner Landsleute im Auge, und ergriffen von dem Gefühle des Größten aller Menschenfreunde, der sein Volk betrachtend ausrief: »Wie jammert mich des armen Volkes, das zerstreut wie die Schafe und ohne Hirten ist!« (Matth. 9, 36.) — öffnete er den Mund und sprach die einfachen Worte, deren Wahrheit späte Ereignisse nicht abändern, wohl aber erschütternd bestätigen konnten.

Auch wenn die gesetzlichen Schranken, innen welcher ein öffentlicher Beamte sich damals äußern durfte, es gestattet hätten, Rügen, Aufforderungen und Rathschläge tiefer in das Gebiet des Staatlichen zu erstrecken: so gebot es dem Verfasser schon seine Stellung als Religionslehrer, zumal einer nicht durchgehends männlich gereiften Zuhörerschaft gegenüber, sein Hauptaugenmerk beinahe ausschließlich auf die allgemeine geistige Vervollkommnung derselben, auf die Berichtigung ihrer Begriffe, Belebung ihrer sittlichen Gefühle, Regelung ihrer nächstliegenden Handlungsweise zu richten. Er hielt still an seiner Obliegenheit als christlicher Lehrer, als geistlicher Agitator, welcher, »das Salz der Erde, das Licht der Welt« (Matth. 5, 13.), die innersten Kammern des Gemüthes zu erregen berufen ist. Andere haben andere Aufgaben als Stimmführer des Volkes, als Leiter der Bewegung, als Sprecher des Tages, Verbesserer der Gesetze und Einrichtungen, als unerschrockene, uner-

müdliche Sachwalter des Rechts vor den Gewaltigen und Herrschern. Allein selbst diese, dürfen sie geringschätzen den Lehrer der Religion der Liebe, die zur »wahren Freiheit« führt, zur Freiheit von Irrthum und Leidenschaft (Gal. 5, 13.)? Der Verfasser gehörte einem Staate an, der offenkundig ein deutscher war; einem Lande mit deutscher Verwaltung; einer Hochschule mit deutscher Bildung und Einrichtung; einem Lehrstuhl mit Schülern, die — welchem Volkstamm sie zunächst angehören mochten — doch Alle deutschen Unterricht erwarteten und meist für deutsche Ämter sich bildeten. Im Unterricht und Benehmen gewahrte Niemand nur an Bolzano's Amtsgenossen schon ein Sondern der Nationalitäten, zum wenigsten an Bolzano selbst. Nur Ein Ziel hatten Alle vor sich, Bildung und Fortschritt zur Humanität; keine Kluft, keine Mauer trennte die Jugend beider Stämme, gemeinsam war Alles; Alles schien ein und dasselbe Volk. Einer dieser Lehrer war es, der hochbegabte J. G. Meinert († 17. Mai 1844), der auf deutschen Hochschulen im Auslande gebildet, noch in höherem Alter die böhmische Sprache erlernte und Schreiber dieses, den Sohn stockdeutscher Eltern, als »jungen Slaven« dem Altmeister Dobrovsky empfahl, von welchem auch sofort das Altslavische mit dem Neuling vorgenommen wurde. Bei Bolzano, deutsch durch Erziehung und Bildung, war es sicher der weltbürgerliche, die ganze Menschheit umfassende Sinn, der ihn mit gleicher Liebe zu seinen deutschen wie čechischen jungen Freunden zog. Ein Mensch wollte er sein in vollster schönster Bedeutung des Worts, und Menschen wollte er bilden. »Fortschreiten soll ich!« lautet der Wahlspruch, den er noch zwei Jahre vor seinem Hinscheiden unter sein Bildniß setzen ließ; fortschreiten wollte er in Erkenntniß der Wahrheit, in tugendhaftem Streben, und Gemeinnützigkeit war der Maßstab, nach welchem er den Werth beider, der Wahrheit und Tugend schätzte.

Einem Bolzano war es unmöglich, nur Slave oder nur Deutscher zu sein. Wie er, von Geburt ein Christ, den Juden schätzte; wie er, durch Wahl Katholik, den Nichtkatholiken ehrte: so begegnete er, durch Bildung ein Deutscher, im Slaven nur dem — Menschen. So gab er auch keiner Sprache, keiner Literatur den Vorzug; er sah nur nach dem — Wahren, Schönen und Guten, was sie boten. Wenn ihn dennoch das Deutsche zumeist beschäftigte, so war es, weil kein anderes Volk mit gleicher Vorliebe die Begriffswissenschaften pflegte; und in der Förderung der letztern erblickte er allerdings die eigentliche Aufgabe seines Daseins. Gerade die Untersuchungen, die Andere dem Slavischen am häufigsten zuführten: Länder- und Völkerkunde und eigentliche Filologie, verlegte er an den äußersten Rand seines geistigen Gebietes. Daß ihm aber der Fortschritt seiner slavischen Mitbrüder nicht weniger am Herzen lag, das beweisen nicht blos die vorliegenden Reden voll Freisinn und Wärme, das zeigten auch seine Aufmunterungen zur Bearbeitung böhmischer Volk- und Jugendschriften; das bewies die lebhafte Theilnahme, mit welcher er den Bestrebungen eines Waniek, Stulc, Ammerling und Anderer in dieser Richtung folgte. Denn »Glücklich machen — Alle,« das war sein Sinnen und Trachten, das war die einzige Leidenschaft seines Herzens, sein Gebet, seine Freude und sein Schmerz, sein Wahlspruch wie in den Jahren der Kraft so in den letzten hinsterbenden Tagen seines Lebens. Wer ihm in diesem Werke half, sprach er deutsch oder böhmisch, war er reich oder arm, Bauer oder Graf — der war sein Freund, den zog er hervor, den trug, den verherrlichte er *).

*) Was konnte einem Manne von solcher Sinnesart dasjenige sein, was man sich gegenseitig als Deutschthümelei oder Čechomanie vorwarf? Geschichtlich ist gar nicht darzuthun, daß die Bestrebungen des

Nur zu sehr, das legen die drei Vorträge zu Tag, fand er schon damals Veranlassung, Ausartungen solcher Art zu fürch-

---

Deutschthums in neuerer Zeit gegen das Slaventhum, oder auch nur gegen Rußland gerichtet waren; vielmehr focht man, wie bekannt, gemeinschaftlich gegen die Gewaltherrschaft Napoleons. Die bewunderungswerthen Hervorbringungen der deutschen Literatur, welche um das Ende des vorigen, und den Anfang des jetzigen Jahrhunderts den deutschen Namen selbst im Auslande verherrlichen, ermuthigten die feurigsten Freunde ihres Volkes, dieses vom Abgrund völliger Unterjochung, an dessen Rand es schwindelte, durch den Aufruf des tiefsten Bewußtseins seines eigenthümlichen Werthes sich zu ermannen und zu verjüngtem Dasein aufzuraffen. Das Volk zeigte sich solcher Aufforderungen würdig, und schüttelte die schwere Hand ab, welche das Schicksal ihm auf den Nacken gelastet; kein Wunder daß ein so großartiges Beispiel nicht ohne Nachwirkung auf die Nachbarvölker blieb. Das Gefühl der Nationalität hatte dort das Unmöglichscheinende vollführt; es kam sonach nur darauf an, auch hier bei andern Stämmen, die sich irgendwie gehemmt und gebunden fühlten, ein gleiches Bewußtsein selbständiger Kraft aufzuschütteln, um die Erreichung jedes andern erwünschlichen Gutes anzubahnen. Dies nun wurde sofort und beinahe ausschließlich der Mittelpunct aller Strebnisse, die eine Vervollkommnung gesellschaftlicher Zustände zum Zwecke hatten, und wer wollte leugnen, daß manche Kraft dadurch zur Regung kam, die bisher geschlummert hatte, daß mancher Mißstand beseitigt oder gemindert wurde? Leider aber glaubt man häufig, ein solches Selbstgefühl seiner Landsleute, ein solches Bewußtsein ihrer Volksthümlichkeit dadurch am sichersten zu steigern, daß man den Werth des Nachbarn herabsetzte, statt seine Volksgenossen durch Theilnahme an fremdem Vorzug emporzuheben, und den Sonder-Ansprüchen beider in geistiger Friedensarbeit gleichmäßig zu genügen. Was war der Gewinn? Es entstanden die Ausartungen, welche von den Besonnenen mit obigen Tadelnamen warnend bezeichnet wurden Man wurde — früh genug — gegenseitig mißtrauisch, lieblos, feindselig und schadenfroh; und dasselbe Schlagwort, welches im Jahre 1813 die Rettung der Einen wurde, sollte, die Geschichte unserer Tage bezeugt es blutig, nur zu bald verderblich für Alle und Jedes werden. So unheilbringend ist es und muß es immer werden, wenn man beschränkt oder schwachwillig genug ist, an die Stelle des höchsten Sittengesetzes, das die Förderung des allgemeinen Wohles ver-

ten. Wie mochte ihm zu Herzen sein, als er zuletzt die Vorgänge des vorigen Jahres, den Ausbruch lang eingeklemmter Leidenschaft, den entsetzlichen Zwiespalt unter den Söhnen des Landes, unter Nachbarn und Nächsten noch selbst erleben mußte! Nicht bloße Ahnung, bei welcher er es niemals bewenden ließ: die deutlichste Erkenntniß von Ursache und Wirkung war es, die ihm schon damals den eigentlichen Grund solcher Gräuel: die Sprachentrennung, wie so manche andere Weise vor ihm (1. Mos. 11. 1—9. *), als ein schweres Unheil, das auf der Menschheit lastet, betrachten ließ; daß er bei so mancher Gelegenheit außer dem höchsten Sittengesetze vom allgemeinen Wohl nichts so warm empfahl, als die Einführung einer Gemeinsprache, in welcher sich die Bewohner aller Länder,

---

langt, irgend ein anderes, ihm untergeordnetes, sei es auch noch so erhabenes Gebot zu setzen.

*) Abgesehen von dem theologischen (erbaulichen) Gesichtspunct dieses biblischen Abschnitts, welchen man dem Hirtenbriefe des österreichischen Episkopates vom 17. Juni gar sehr verübelt hat, so kann es dem sinnigen Leser auch nur der ersten Zeile nicht entgehen, wie kaum in einem geschichtsähnlichen Mythus eine lebendigere Darstellung der großen Wahrheit erdichtet werden möge, daß zu den erfolgreichsten Hindernissen großer, gemeinnütziger Unternehmungen, durch Zusammenwirkung Vieler, die Trennung in verschiedene Sprachenstämme gehöre. Freilich wird jener Bau dem Übermuth und Stolze der Unternehmer zugeschrieben, um zu erinnern, wie Thorheit und Laster sich in der Wahl der Mittel selbst am empfindlichsten schaden; allein wäre der Umstand, an welchem jener thörichte Bau scheiterte, nicht verderblich geworden, auch jedem weiseren Unternehmen? Erat autem terra, heißt es, labii unius; und dieses erklärend et sermonum eorumdem. Also weil man allerseits gemeinverständlich sprach, so gab es übereinstimmende Gedanken und Reden. Nachdem dieses sich durch die Thorheit der Leute geändert, da trennten sie sich auch auf entgegengesetzten Wegen; Einer verstand den andern nicht mehr, und das Werk, das sie zurückgelassen, wurde „Verwirrung“ genannt, ein — „Babel.“

die Völker des hochgebildeten Europa wie andrer Erdtheile als Brüder erkennen, verstehen und behandeln lernten! Ist es nicht ein Widerspruch, die Menschen einander näher bringen durch Dampfboot und Eisenbahn, über Nacht Millionen von Büchern drucken, und doch in Sprachen verkehren, deren eine die andere nicht versteht, ja die Herzen gegenseitig mit Mißtrauen und Spott erfüllt? Wer sich die Mühe nähme, annäherungsweise die Summe des Guten zu ziehen, welches an einem einzigen Tage blos darum unterbleibt, weil ein Volk das andere nicht versteht, weil gegen Einen, der etwas Vernünftiges vorbringt, jederzeit Millionen sind, die keine Silbe davon fassen: der würde zu einer Ziffer gelangen, die ihm das Blut in die Wangen treibt bei dem Gedanken, daß Europa sich die Führerin der Menschheit nennt. Ist es nicht Widersinn mit jedem Tag die Menge der heilsamsten Wahrheiten, die nützlichsten Kenntnisse in Natur- und Völkerkunde wachsen sehen, und doch den größten Theil der Jugend- und Manneszeit auf Erlernung bloßer Laute, leerer gar nichts Neues sagender Luft- und Lippenbewegungen verwenden? Lernet derjenige nur eine einzige nützliche Pflanze mehr kennen, der sich abquält zu erfahren, wie sie in zehn oder zwanzig verschiedenen Sprachen heißt? Allein wenn Jemand auch all das Gute leugnen wollte, welches durch solche Verkehrtheit gar nicht zu Stande kommt, wie mag er sich doch über das Elend und die Gräuel trösten, welche der Sprachenkampf durch Völkerzerwürfniß und Kriege schafft? Ob es nicht Manchen im Nachbarlande bitter gereuen mag, daß an die Stelle des Lateinischen ich weiß nicht wie viel andere Sprachen getreten sind? Es war sonach nur Liebe zum Volke, dem čechischen wie dem deutschen, daß Bolzano hinwegräumen wollte den Stein des Anstoßes im Vaterlande; es war nur Patriotismus, daß ihm völlig genügte an den Unterschieden, welche der Mensch

aufzuheben nicht einmal vermag, und er sich nicht um neue umsah, die ihr Dasein nur unserer Willkür danken.

Wie er sich überhaupt eine Gesellschaft von Menschen und wohl gar von Bürgern desselben Staates dachte, davon gibt seine köstliche Verlassenschaft, das Büchlein vom besten Staate Kunde. Unter allen Einrichtungen, die er dort seinen Mitmenschen empfiehlt, und die nicht Allen lächerlich oder träumerisch bedünken werden, ist doch keine, deren Einführung wir so völlig in unserer Gewalt hätten, wie jene einer allgemein verständlichen Sprache. Wer vermöchte uns zu hindern, außer unserer Muttersprache noch eine andere zu lernen, die wir all unsere Mitbrüder reden hören? Wer könnte mit Erfolg uns verbieten, sie Einer dem Andern abzulauschen? sie weiter zu lehren und zu verbreiten? Welche es sein soll? Wir haben ganz die Wahl — und gehen wir dabei nur nicht thörichter zu Werke als die Kinder bei der Frage, mit wessen Ball gespielt werden soll, so ist kein Zweifel, daß nicht erst Jahrhunderte zu verfließen brauchen, ehe wir darüber uns verständigt haben *). Wahrlich es wäre dann nicht mehr wegzuleugnen, daß die Menschheit in der That bereits mündig geworden; denn sie vermöchte dann mit einemmal den Mund zu öffnen; es wäre

---

*) Die Augsburger allgemeine Zeitung vom 24. Juni berichtet von dem ersten Nationalconcilium in Nordamerika, dessen Berathungen zu Baltimore am 6. Mai von zwei Erzbischöfen und 24 Bischöfen feierlich eröffnet wurden, daß die Vorträge insgesammt in lateinischer Sprache statthatten. Dagegen die neuesten großen Versammlungen in Deutschland (zu Würzburg), und im Kaiserthum Oesterreich (zu Wien), bedienten sich der deutschen Sprache. In letzterem Staate, wenn erst die Verhältnisse aller Kronländer für brüderliche Zusammenwirkung geordnet seyn werden, muß diese Sprachenfrage sowohl bei den kirchlichen Verhandlungen als bei dem künftigen Reichstag in ihrer ganzen Bedeutung zu gesetzlicher Entscheidung gelangen.

eine Bürgschaft mehr für die alte Verheißung von der »Einen Herde mit dem Einen Hirten« (Joh. 10, 16); es wäre wieder Hoffnung, eine Gemeinde auf Erden zu sehen, wie die Apostelgeschichte (2, 44 — 46; 4, 32 — 34.) sie schildert, »die Eines Herzens war und eines Sinnes; deren Glieder Alles gemeinschaftlich hatten und genossen, in Freudigkeit und Einfalt, so daß Keiner darbte,« zumal nicht Witwen und Waisen, und Schwache und Kranke; es gäbe dann in Wahrheit ein Christenthum, welches »einen neuen Himmel erblicken läßt und eine neue Erde,« wo »kein Auge mehr weint, kein Klageruf, kein Wehgeschrei ertönt: denn sieh, die Leiden der Vergangenheit sind hinweggenommen, und Alles ist neu geworden« (Offenb. 21, 1 — 5.).

Wien, den 29. Juni 1849.

Dr. Michael Joseph Fesl.

Über das

Verhältniß der beiden Volkstämme

in Böhmen.

Er fühlt nur fremde Noth und Blöße,
und leidet nur durch Andrer Schmerz;
und still in echter Heldengröße,
der ganzen Menschheit schlägt sein Herz.

„St. Severin.“
Morgenblatt, 15. Juni 1849.

I.

Am siebenten Sonntag nach Pfingsten.

Billig sollte man von jedem Mitgliede der Christenheit voraussetzen dürfen, meine Freunde! daß ihm der eigentliche Zweck, den ihre kirchliche Anstalt hat, bekannt sei. Von einem Christen sollte man billig erwarten, er wisse, was Christus beabsichtigt habe. Und dennoch ist es nur allzugewiß, daß man für Tausende unserer christlichen Zeitgenossen etwas Befremdendes sagt, wenn man den Zweck des Christenthums in seiner Vollständigkeit ausspricht. Es klingt ihnen neu, wenn man sagt: der Zweck des Christenthums sei nicht — uns erst im Himmel, sondern auch hier auf Erden schon glücklich zu machen; hier auf der Erde sei es, wo unser Herr ein Reich der Himmel zu gründen willens war; er lehre diejenigen, die auf die Unterweisungen seiner Kirche merken, nicht nur wie sie ein jeder für sich selbst ihr Leben einrichten müssen, um zum Besitze der Tugend und zum Genuß der möglichen Glückseligkeit zu gelangen: sondern er suche auch in jener bürgerlichen Verfassung, die von so großem Einfluß auf uns ist, heilsame Abänderungen allmälig zu Stande zu bringen; er suche Staaten und Reiche auf Erden zu gründen, die so vollkommen wären in ihren Einrichtungen und in so friedfertiger Verbindung das eine mit dem andern lebten, daß man im Grunde sie nur ein einiges Reich, das wahre Reich Gottes auf Erden zu nennen berechtigt sein würde. Es zu beweisen, daß der Plan Jesu sich wirklich auch auf unsre irdische Beglückung und insbesondere selbst auf die Verbesserung unserer Verfassungen erstrecke: das m. Fr. wäre ein sehr leichtes Ge-

schäft. Wir könnten der Stellen der heiligen Schrift, aus welchen dieses folgt, sehr viele anführen, und es ergibt sich auch schon aus der ganzen Denkart Jesu und aus dem Geiste, in dem er überall zu Werke ging, daß er den Zweck des Christenthums so weit habe ausdehnen müssen, als es nur an sich möglich war. Ja wer auch sonst nichts anderes vom großen Profeten von Nazareth wüßte, als daß er einst den kurzen Ausspruch gethan: »es soll nur Ein Hirt und Eine Herde werden!« *) der könnte schon hieraus allein entnehmen, daß die Veränderungen, die dieser Mann **) zu bewirken gewünscht, nicht blos das Innere der Menschen, sondern auch ihren äußeren Zustand, auch die Verfassung, in welcher sie leben, betreffen solle. Doch je entschiedener dies ist m. Fr., um desto einleuchtender wird es, wie mißfällig unserem Herrn Jesu das Treiben aller derjenigen sei, die statt zur Vervollkommnung unserer Verfassung das Ihrige beizutragen, vielmehr Veranlassung geben, daß deren Mängel noch größer und drückender werden. Ein Fehler, um nicht zu sagen ein Verbrechen, dessen sich leider auch in unserm eigenen Vaterlande sehr Viele schuldig machen, obwohl nicht immer auf gleiche Art, nicht immer mit gleich deutlichem Bewußtsein der Bösartigkeit dessen, was sie beginnen. Hieher ist vornehmlich zu zählen der Geist der Zwietracht, den die zwei Volkstämme dieses Landes schon seit Jahrhunderten unter einander nähren. Wie ich vernehmen muß, so haben sich auch unter Ihnen m. Fr. ein und das anderemal Spuren dieser so höchst verderblichen Zwietracht geäußert; es hat sich gezeigt, daß auch unter Ihnen der Böhme den Deutschen, und dieser jenen nicht so liebe, wie sich die Mitbürger eines und ebendesselben Landes nothwendig lieben müssen, wenn sie nicht selbst die Ursache ihres gemeinschaftlichen Unterganges sein sollen. Es scheint also, daß ihre Begriffe über diesen Gegenstand noch nicht hin-

---

*) Joh. 10, 16.

**) Apostelgesch. 2, 22.

länglich geläutert sind; und so gestatten Sie mir, daß ich, was meine eigene Meinung hierüber sei, etwas umständlicher entwickle. Es wird hiezu nothwendig sein, daß ich zuvörderst die Ursachen, woher die Abneigung zwischen den Böhmen und Deutschen in unserm Vaterlande rührt, aufrichtig angebe. Erst dann wird sich beurtheilen lassen, ob diese Abneigung auch billig und vernünftig sei. Und muß die Beantwortung dieser Frage verneinend ausfallen, so wird es wohl die Mühe lohnen, daß wir auch eigens über die Mittel nachdenken, die dieser Abneigung zu steuern dienlich sind. Jede von diesen drei Untersuchungen macht durch ihre Wichtigkeit und ihren Umfang auf eine eigene Versammlung Anspruch. — Wenn ich es irgend einmal bedurfte m. Fr., daß Sie mir zuhören mit einem nicht schon im voraus wider mich eingenommenen Gemüthe, so wird es bei diesen Vorträgen der Fall sein. Ich wüßte nicht besser die Gemüthstimmung, deren es hiezu bedarf, bei Ihnen hervorzurufen, als indem ich Ihnen vorlese, was der Apostel Paulus schrieb, als er sich vorgesetzt, Friede und Einigkeit in einer Gemeinde zu stiften, in welche sich der Geist der Zwietracht eingeschlichen hatte; die Stelle befindet sich im 1. B. an die Korinther. Er äußert sich darüber also:

1. Kor. 12, 12—27.

„Gleichwie der Leib ein Einiger ist, der jedoch viele Glieder hat: so machen alle Glieder des Leibes, wie viele an ihm sind, Einen Leib aus — und der ist Christus. Denn durch Einen Geist sind wir alle getauft zu Einem Leibe, seien wir Juden oder Griechen, Knechte oder Freie, und getränkt wurden wir mit ein und demselben Geiste. Der Leib besteht doch nicht aus Einem Gliede blos, sondern aus vielen. Spräche nun der Fuß: Da ich nicht Hand bin, so bin ich gar kein Theil des Leibes; hört er darum auf ein Theil des Leibes zu sein? Und spräche das Ohr:

Ich bin kein Auge, gehöre darum zum Leibe nicht; ist es da schon kein Theil des Leibes mehr? Wäre der ganze Leib nur Auge, wo bliebe das Gehör? wäre er ganz Gehör, wo gäbe es einen Geruch? Gott hat die Glieder so angeordnet, jedes von ihnen zu einem Leibe — nach seinem Rathschluß. Wäre alles ein und dasselbe Glied, so wäre da kein Leib. Es gibt sonach viele Glieder und diese machen den Leib. Das Auge kann nicht zur Hand sagen: Dein bedarf ich nicht! oder das Haupt zu den Füßen: Ich habe euch nicht nöthig! Sondern vielmehr die Glieder des Leibes, welche die unbedeutendern scheinen, sie sind nur um so nothwendiger; und diejenigen am Leibe, die wir für die unansehnlichern halten, gerade diese umkleiden wir mit größerem Schmuck; diejenigen an uns, deren wir sogar uns schämen, wir bedecken sie um so ehrbarer: denn die ohnehin wohlanständigen bedürfen keiner Zier. Indem Gott alles am Leibe so gefügt, daß auch das Geringere daran nur umsomehr berücksichtigt werden muß, so sollte kein Zwiespalt am Leibe bestehen, sondern jedes Glied für das andere in Eintracht Sorge tragen. Denn wo ein Glied leidet, mitleiden die übrigen; wo hinwieder Eines Auszeichnung genießt, da kommt es allen Gliedern zu gut. So seid auch ihr Ein Leib — Christi; und jeder ist ein Glied — nach seiner Weise."

Anschaulicher als durch dieses Gleichniß vom menschlichen Leibe läßt sich gewiß nicht zeigen, wie nothwendig es für das Gedeihen einer jeden gesellschaftlichen Verbindung sei, daß deren Glieder stets in Eintracht mit einander bleiben. Sie wissen sehr wohl, einem Freunde, mit welch glücklichem Erfolge dies Gleichniß schon bei dem Volke der Römer einmal in einem der ge-

fährlichsten Zeitpunkte ihres Daseins gebraucht worden war *). Daß es auch bei der Darstellung, welche Paulus demselben verlieh, einen nicht minder gesegneten Erfolg gehabt haben müsse: das könnten wir wohl von selbst vermuthen, wenn es zum Überflusse nicht auch noch die freudigen Lobsprüche bewiesen, welche der Apostel der Gemeinde in seinem nächsten Sendschreiben spendet. Auch die Korinther also wurden friedfertiger gesinnt. Israeliten und Hellenen lernten im Christenthum einander als Brüder betrachten und behandeln. Werde ich eines ähnlichen Erfolges mich auch bei Ihnen zu erfreuen haben m. Fr.? Ich habe wirklich ein um so größeres Recht zu dieser Hoffnung, da ich zu keiner gemischten Volksmenge, sondern zu einer Auswahl gebildeter Jünglinge spreche, die es gut wissen, daß ihr Betragen einst vom ganzen Volke wird nachgeahmt werden. Denn »wie die Vorsteher, sagt das Wort Gottes, so auch das Volk.« Hiezu kommt anderseits, daß selbst die Gründe zur Uneinigkeit, die zwischen den beiden Volkstämmen in unserm Lande obwalten, nicht einmal so wichtig sind, als es diejenigen waren, die einst zwischen Juden und Heiden die Feindschaft unterhielten. Es wird sich dies zeigen, wenn wir die erstern nunmehr umständlicher entwickeln und mit den letzteren sie vergleichen. Sie mögen selbst urtheilen, ob ich in Aufzählung jener etwas verkleinere oder gar stillschweigend übergehe.

1. Ich gestehe, daß fürs erste schon die Verschiedenheit der Sprache selbst, welche die beiden Volkstämme unsers Landes reden, einen natürlichen Grund enthalte, einander, wenn auch nicht zu hassen, doch jede innigere Verbindung und Verschmelzung mit einander zu fliehen. Denn so geringfügig vielleicht auch Manchem auf den ersten Blick der Umstand scheinen mag, daß zwei verschiedene Sprachen in unserm Lande herrschen, deren jede nur von einem gewissen Theile des Volks mit gehöriger Geläufigkeit verstanden und gesprochen wird, so wichtig ist er doch in der That; und

*) Menenius Agrippa in Livius II. 32.

die Geschichte der Menschheit kennt kein Beispiel eines Volkes, bei dem eine ähnliche Verschiedenheit herrschte, und welches nicht darum bald mehr bald weniger den Mangel an Gemeingeist verspürt hätte. Dies läßt sich auch begreifen. Denn mehre Sprachen bei einem und ebendemselben Volke erzeugen einmal schon den Nachtheil, daß sie das Bild der wesentlichen Gleichheit aller Bürger durch jenen Unterschied, der in der Sprache stattfindet, verdunkeln. Auf den Begriff der Gleichheit gründet sich aller Gemeingeist, der unter den Mitgliedern ein und derselben Gesellschaft angetroffen wird; je größer die Gleichheit ist, die unter ihnen herrscht oder auch nur zu herrschen scheint; je vollkommener es gelingt, jede Verschiedenheit, die unter ihnen obwaltet, aus ihren Augen zu entfernen: um so leichter fällt es Jedem, in dem Geschicke seines Nachbars sein eigenes sich zu denken, um desto herzlicher fühlt jeder mit das Wohl und Weh des andern, um desto inniger liebt man einander, und findet sich um so bereitwilliger, Mann für Mann zu stehen. Ein jeder Unterschied, der in die Sinne fällt, thut dem Gemeingeiste Abbruch. Der Unterschied in der Sprache, mag der Vernünftige ihn auch für noch so unwesentlich erklären, ein Unterschied bleibt er doch immer, und zwar ein solcher, der sich gar nicht bergen läßt. Und bei unwissenden Menschen gilt dieser Unterschied gar sehr viel. Ein Mensch, der anders spricht als sie, machet sich gleich einem Wunderthier aus fremdem Lande; sie staunen ihn an, und wissen nicht, wofür sie ihn halten sollen; sie sehen zwar eine der ihrigen ganz ähnliche Gestalt an ihm, doch zweifeln sie, ob er auch innerlich ihnen ganz gleich sei, da er ganz anders tönende Laute von sich gibt, als sie! Und was die Sache bei längerem Umgang vielleicht an Sonderbarkeit, an Tiefe des Eindrucks verliert, das wächst ihr zu von einer andern Seite. Denn finden sich erst gewisse Unterschiede unter den Menschen, dann ist auch nichts gewöhnlicher, als daß die Frage aufgeworfen wird: welche Partei das Bessere habe? Gewöhnlich gibt Jeder sich den Vorzug, und dieses wird dann der erste Streit, die erste Uneinigkeit unter ihnen. Der Streit pflegt hier die Gemüther nur

um so heftiger zu erbittern, je unverkennbarer es beiden Theilen ist, daß die entgegengesetzte Partei seine Sprache ohne gehörige Kenntniß, und nur aus Unfähigkeit, ihre kraftvollen oder weicheren Laute nachzuahmen, tadelt. — Ein anderer Nachtheil, den die Verschiedenheit der Sprache mit sich führt, ist, daß sie den wechselseitigen Umgang wenn nicht ganz unmöglich macht, doch sehr erschwert und hindert. Oder wer weiß es nicht, wie viele Mühe es kostet, seine Gedanken dem Andern mitzutheilen, wenn man das Mittel der Sprache dazu nicht anwenden kann, wenn man blos auf die kleine Anzahl natürlicher Zeichen allein beschränkt ist! wie arm und unbehülflich ist nicht ein solcher Umgang! Und daher hält sich denn lieber ein Jeglicher in seinem Umgang nur an solche, die einerlei Sprache mit ihm verstehen und reden. Die Folge davon ist, daß — bei aller äußeren Vereinigung, die zwischen Menschen von verschiedener Sprache durch Gesetze des Staates geknüpft ist, doch keine innere besteht. Sie nennen sich wohl Mitglieder einer und ebenderselben Gemeinde, aber sie haben doch nichts in der That gemein; sie leben wohl neben- aber nicht mit einander, denn sie vermögen ja nicht einmal ihre Gedanken gegen einander frei auszutauschen! — Dies meine Freunde sind die Gründe, die ein Volk, das aus verschiedenen Zungen zusammengesetzt ist, zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, wenn es des Mangels an Gemeingeist angeklagt wird. Das mögen denn auch wir Böhmen anführen; aber nur glauben wir nicht daß diese Gründe uns schon völlig rechtfertigen können; nur glauben wir nicht, daß es unmöglich sei, bei aller Sprachverschiedenheit gleichwohl ein eng verbundenes Ganze zu bilden, und sich durch einen hohen Grad von Gemeingeist auszuzeichnen. Die Christen des ersten Jahrhunderts können uns eines Bessern belehren. Zur Religion Jesu Christi gingen Menschen von den verschiedensten Mundarten über. Und in welch herzlicher Vereinigung sie gleichwohl Alle mit einander lebten, welch einen thätigen Antheil sie, ganz ohne Rücksicht auf die Landessprache, der Jemand zugethan war, an ihren wechselseitigen Leiden und Schicksalen nahmen: davon werde hier der einzige Beweis er-

wähnt, daß für die Armen einer jeden Gegend Beiträge aus allen Gegenden, wo christliche Gemeinden waren, gesammelt werden konnten.

2. Doch freilich ist die Sprachverschiedenheit noch nicht der einzige Umstand, der das Emporkommen des Gemeingeistes bei uns erschwert. Ein zweiter, noch ungleich wichtigerer Umstand ist die Verschiedenheit, die sich in der Gemüthsart, in den Begriffen und in dem Grade der Aufklärung zwischen den beiden Volkstämmen unseres Landes vorfindet. Denn offenbar ist es, daß wo nicht von jeher, doch zum wenigsten in unsern jetzigen Tagen sich der böhmische und der deutsche Bewohner unsers Landes in den so eben genannten Stücken bedeutend unterscheiden. Es hat der eine, es hat der andere gewisse theils Lob, theils Tadel verdienende Eigenheiten in seiner Gemüthsart und in seinen Sitten; und noch weit auffallender ist der Unterschied in den Begriffen und in dem Grade der Aufklärung zwischen den beiden Theilen, sozwar, daß ich wohl ohne Besorgniß, Streit zu verursachen, wo ich die Absicht Frieden zu stiften habe, die Wahrheit aussprechen kann, der Böhme sei in seinen Kenntnissen und in dem Grade seiner Geistesbildung hinter dem Deutschen zurück. Über die Ursache, woher dies Alles rührt, ist nur zu viel gestritten worden m. Fr., und nur zu oft hat man, um diese Erscheinung zu erklären, schon in der ursprünglichen Naturbeschaffenheit der beiden Volkstämme, die sich in unser Land getheilt, gewisse Verschiedenheiten voraussetzen wollen. Mir deucht, daß ich dieses aufrichtig sage, jede Erklärung dieser Art nicht nur gewagt und unerweislich, sondern auch beleidigend und ehrenrührisch zu sein. Ich werde mich nie überreden lassen, daß ganzen Familien, geschweige denn selbst ganzen Völkerschaften gewisse fehlerhafte Eigenschaften schon von Natur so unzertrennlich ankleben sollen, daß sie auf keine Art wieder entfernt werden könnten. Ich glaube vielmehr, daß der Mensch Alles, was er ist, durch die Erziehung und durch die Umstände werde; und daß ein jedes Volk, wenn es in günstige Verhältnisse gesetzt wird, zu einer gleichen Vollkommenheit mit jedem andern

gelangen könne. Auch um sich die Unterschiede, die zwischen unsern beiden Volkstämmen obwalten zu erklären, bedarf es wahrlich nichts weiter, als daß man die ungleichen Schicksale erwäge, die sie in früherer Zeit erfuhren, und zum Theile noch jetzt erfahren, und daß man Rücksicht nehme auf die so ungleich günstigeren Gelegenheiten, Mittel und Aufforderungen zu seiner Geistesbildung, welche der eine Theil schon durch Jahrhunderte voraus hat vor dem andern. Aber woher sie nun auch immer rühren mögen, diese so wichtigen Verschiedenheiten, daß sie dem Geiste der Liebe und der Gemeinschaft Abbruch thun, ist sehr natürlich. Denn wenn schon Unterschiede, der Sprache nemlich, die im Grunde nur blos den äußeren Menschen betreffen, nicht ohne Nachtheil für den Gemeingeist bleiben; um wievielmehr ist von solchen Unterschieden zu besorgen, die an der Seele selbst, am Innersten des Menschen haften! Was ist es anders, als die gleiche Stimmung der Gemüther, die alle Freundschaft und Verbindung knüpft? Und muß es nicht bei jedem Volke um so mehr Anlässe und Beweggründe geben, sich als ein Ganzes zu betrachten, je mehre Glieder desselben schon durch natürliche Bande verknüpft sind? Wird ferner nicht zu jeder Unternehmung, welche gemeinschaftlich betrieben werden soll, eine gewisse Gleichförmigkeit in den Begriffen und Gesinnungen erfordert? Kann, wo der Eine sehr aufgeklärt denkt, während der Andere noch voll groben Aberglaubens ist, eine Verabredung unter denselben zu einem gemeinschaftlich zu unternehmenden Werke gepflogen und glücklich beendiget werden? Hält der Gebildete es nicht meistentheils für Schande mit einem Ungebildeten auch nur in irgend einem Stücke gemeine Sache zu haben? Wenn aber nichts gemeinschaftlich betrieben wird, wenn man sogar sich schämt gemeinschaftlich zu wirken: wo kann da noch die Rede sein vom Gemeingeiste? — Aber so wahr dieß alles ist: dennoch behaupte ich, ein einziger Blick auf die Christen des ersten Jahrhunderts muß uns beschämen durch den augenscheinlichen Beweis, den er uns gibt, daß auch bei allen diesen und noch größern Hindernissen gleichwohl Gemeingeist, Einigkeit und

Liebe stattfinden könne. Oder muß nicht der Unterschied in der Gemüthsart, in den Begriffen und Grundsätzen unter den Christen des ersten Jahrhunderts ohne Vergleich größer und auffallender gewesen sein, als er sich irgendwo unter uns vorfindet? Erwägen wir nur, aus welch ungleichartigen Bestandtheilen jene ersten christlichen Gemeinden zusammengesetzt wurden! aus wieviel Gegenden der Erde das kleine Häuflein gesammelt worden ist! wie wenig Vorbereitung es genossen! Erwägen wir in welcher Gährung gerade damals die ganze Masse des menschlichen Denkens sich befand! wie viele einander ganz widersprechende Ansichten, nicht von etwa blos gleichgültigen Dingen, sondern selbst von den wichtigsten: über Gott, über die Unsterblichkeit der Seele, über das wahre Wesen der Tugend, selbst bei den Juden, um wie viel mehr bei Griechen und Römern im Umlaufe waren! Und doch m. Fr., und doch versichert uns die Schrift, »es sei nur Ein Sinn und Ein Herz in der Gemeinde gewesen! man habe in größter Eintracht und Liebe gelebt! und jedes Mitglied habe sein kleines und großes Eigenthum als ein Gemeingut Aller betrachtet!« *) Können wir dies ohne Beschämung vernehmen? Sollen uns achtzehn Jahrhunderte so gar nicht weiter gebracht haben in der Vollkommenheit, daß wir noch nachstehen?

3. Doch Sie entgegnen mir, daß ich des wichtigsten Grundes der Zwietracht und Erbitterung unter den Bürgern unsers Landes noch nicht erwähnt habe. Sie meinen die Rückerinnerung an jene Vorfälle widrigen Andenkens, durch die es geschah, daß neben der böhmischen Sprache in unserm Lande noch eine deutsche herrscht; ingleichen das zum Theile noch jetzt fortdauernde Verhältniß der Unterdrückung und Übervortheilung, in welchem der eine Theil des Volkes zum andern steht. So empfindlich auch die Berührung dieses Punctes ist m. Fr., so war ich doch nicht

*) Apostelgeschichte 2, 44—46.

gesonnen, ihn mit Stillschweigen zu übergehen. Denn was hälfe es uns, daß wir den Krebsschaden, der an uns nagt, uns selbst und andern zu verhehlen suchten? wird eine Wunde dadurch, daß man sie blos zudeckt, schon geheilt? Gestehen wir es also, gestehen wir es immerhin, das sei wirklich das größte Unglück unsers Volkes, daß die Bestandtheile desselben nicht gleich anfangs — nicht durch freiwillige Vereinigung — sondern größtentheils durch äußeren Zwang zusammengebracht worden sind! und daß auch heut zu Tage der eine Theil — dem andern zu Trotz — nur allzusehr begünstigt, und über ihn emporgehoben wird!

Daß sich die Rückerinnerung an Übervortheilungen und an Unbillen, die man den Vorfahren zugefügt, auch auf die Enkel fortgepflanzt, ist etwas begreifliches, zumal wenn die Folgen derselben noch immer fortdauern oder wenn man sogar zum alten Unrecht immer neues hinzufügt! Und das geschieht hier wirklich. Denn werden nicht immer noch die Deutschgebornen im Lande und jene, die sich ihnen angeschlossen, in hundert sehr wichtigen Stücken bevorzugt? ist es nicht die deutsche Sprache, in welcher alle höheren Wissenschaften im Lande vorgetragen werden? die man auch zur Geschäftsprache in allen öffentlichen Angelegenheiten erhoben hat? Muß dies, so wenig es auch an sich getadelt werden kann, dem anderen Theil des Volks nicht gleichwohl sehr unangenehm sein? muß dieser nicht die Zurücksetzung, welche er hier erfährt, mit Bitterkeit empfinden? Aber noch mehr; sind nicht die Großen und Vornehmen des Landes, sind nicht die Reichen und Begüterten im Volke Alle, Alle nur Eins von Beiden, entweder geborne Deutsche und wohl gar Ausländer, oder doch solche Personen, die, weil sie längst schon die böhmische Sprache und Sitte abgelegt, den Deutschen beigezählt werden? Lebt nicht der böhmisch-sprechende Theil des Volks durchgängig nur in einem bedauernswürdigen Zustande der Armuth und der Unterdrückung? Und was das empörendste ist, hat man diesen nicht allerorts zu seinen Vorgesetzten Personen gegeben, die Deutsche sind, oder doch den Deutschen angehören?

Personen, die, weil sie der Sprache, die er spricht, nicht einmal kundig sind, die Beschwerden und Klagen, seine Gesuche und Bitten, die Gründe, welche er zu deren Unterstützung vorbringt, gar nicht zu würdigen im Stande sind? die auch kein Herz zu ihm haben; ihn nicht als ihres Gleichen ansehen, und folglich auch gar nicht väterlich ihn behandeln, sondern vielmehr ganz nach dem Vorbilde jener egyptischen Zuchtmeister beherrschen und bis aufs Blut aussaugen? *) Wer kann in unserm Lande gelebt oder es auch nur flüchtig durchgereiset haben, ohne die Wahrheit dessen, was ich hier sage, bestätigen zu müssen? Wer mag sich also noch wundern, daß so gar kein Gemeingeist in unserm Volke anzutreffen ist? daß der Böhme und der Deutsche nie gern gemeine Sache mit einander machen? daß sie vielmehr einander verachten, fliehen und hassen? Nein meine Freunde, zu wundern hat man sich nicht hierüber; erklärbar und natürlich geht es, wie mit der Entstehung von allem Bösen in der Welt, so auch mit jener Abneigung zu, die zwischen den beiden Volkstämmen unsers Landes herrscht. Aber muß wohl ein Übel darum, weil es erklärbar und natürlich entstanden ist, auch unvermeidlich heißen? — Das Beispiel der ersten Christen zeigt uns auch hier wieder das Gegentheil. Denn wenn der böhmische Theil unseres Volkes dem deutschen Unbillen und Übervortheilungen vorwirft: um wie viel mehr Ursachen hatten die Nachkommen Israels nicht, über Mißhandlungen von Seite der Hellenen zu klagen? Aber wer immer das Christenthum annahm, vergaß auch das Vergangene, und in Betreff der Gegenwart ertrug er mit Geduld, was — sich nicht abändern ließ, und suchte im Geiste der Liebe Alles bestmöglich auszulegen und zu entschuldigen — durch die Verhältnisse der Zeit. Möchte dies Beispiel uns nicht umsonst gegeben worden sein, m. F.! Möchten wir es in unserer jetzigen Lage erneuern und der Welt zum zweitenmal beweisen, wie mitten unter den stärksten Versuchungen zur Zwietracht und Uneinigkeit,

---

*) 2. Mos. 1, 8 — 13.

ein Reich der Eintracht und des Friedens hervorgehen und Glück und Segen über die Menschheit ausbreiten könne. Nur der Eintracht hatte das Christenthum seine Erhaltung und schnelle Ausbreitung zu verdanken. Und o wer weiß, wie vieles Gute auch durch uns bewirkt werden kann, wenn wir mit eben dem Eifer, wie jene ersten Christen, beitragen und befolgen die Worte des Apostels: Betrachtet euch Alle nur als Glieder Eines und ebendesselben Leibes; Christum den Herrn aber als euer Oberhaupt! Amen.

II.

Am achten Sonntag nach Pfingsten.

1. Esdras 4.

„Als die Feinde von Juda und Benjamin (die Samariter) hörten, daß die aus der Fremde Zurückgekehrten dem Herrn, Israels Gott, einen Tempel erbauten, traten sie zu Zorobabel und den Häuptern dieser Stämme und sprachen: Lasset uns mit euch bauen, denn wie ihr verehren wir euern Gott und opfern ihm, schon seit Asorhaddans Zeiten, der Assyrer Könige, der uns hiehergebracht. Aber Zorobabel mit Josue und den Häuptern entgegneten: Das geht nicht an, daß ihr mit uns an dem Hause unsers Gottes bauen solltet; wir wollen es allein bauen dem Herrn, wie Cyrus, der Perser König, uns geboten hat. — Sofort hinderten jene das Volk von Juda und störten den Bau; sie bestachen auch, um den Bau zu vereiteln, die Behörden, solange Cyrus regierte bis auf König Darius. Unter Assuerus (Cambyses) und unter Artaxerxes (Smerdis) schrieben dann die im Reiche der zehn Stämme, diesseits des Euphrats wohnenden Völkerschaften an den König: Es sei dir kund, o König, daß die Juden, die aus deinen Ländern hieher nach Jerusalem gekommen, ein aufrührerisch und böses Volk sind, die, wenn sie die Stadt erbaut und mit Mauern befestigt haben, weder Zoll noch Abgaben zahlen werden, zum Schaden

des königlichen Schatzes. Wir aber, welche das Salz deines Hofes essen, können dem nicht länger zusehen und geben dir Kunde davon. Denn lässest du nachschlagen in den Geschichten deiner Väter, so findest du, wie aufrührerisch diese Stadt immer gewesen, wie sie den Königen und in deren Gebieten nur Krieg erregt hat von Alters her, weßhalb sie auch zerstört worden. Gestattest du nun diesen Bau und die Befestigung, so wisse, daß es mit deiner Herrschaft diesseits des Flusses alsbald zu Ende gehen wird. — Der König sandte nun Bevollmächtigte nach Samaria und in die anderen diesseitigen Kreise des Inhalts: Die Beschwerde, die ihr uns gesendet, ist von mir treulich gelesen worden. Auf meinen Befehl wurde nachgeforscht, und man hat allerdings gefunden, daß diese Stadt von jeher sich wider die Könige aufgelehnt, daß Streit und Aufruhr in ihr geherrscht, obwohl mächtige Könige über Jerusalem und die ganze Gegend jenseits des Stromes geboten, und daselbst Steuer und Gaben bezogen haben. Hört nun meinen Entscheid: Wehret den Leuten, diese Stadt wieder aufzubauen, bis ich Anders verordne. Seid nicht lässig, das zu vollziehen, damit dem König kein Schaden erwachse! — Nachdem dieser Befehl des Königs Artaxerxes kund geworden, zogen sie eilends nach Jerusalem und wehrten den Juden mit aller Gewalt. So wurde auch der Bau am Hause des Herrn in Jerusalem eingestellt, und derselbe blieb unterbrochen bis zum zweiten Regierungsjahre Darius des Königs von Persien."

Zu mancher lehrreichen Betrachtung, meine Freunde, kann die Geschichte, welche ich Ihnen so eben vorgelesen habe, Stoff und Veranlassung bieten. Was sie jedoch für uns und die B e w o h n e r u n s e r s L a n d e s besonders merkwürdig macht, ist jene große Aehnlichkeit, welche zwischen dem, was wir hier

lesen, und dem, was sich in unserm eigenen Lande theils schon begeben hat, theils noch begibt, so unverkennbar anzutreffen ist. Wie die Bewohner unsers Landes aus zwei verschiedenen Volkstämmen bestehen: so wurde auch das Volk, das Palästina bewohnte, nach jenen Zeiten der Rückkehr aus der Gefangenschaft zu Babylon aus zwei sehr ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt; indem gewisse heidnische Volkstämme, die man zur Zeit der Gefangenschaft in das entblößte Land übersiedelte, jetzt mit dem Überreste der Kinder Israel, der wieder zurückgekehrt war, ein Ganzes ausmachen sollten. Und wie bei uns aus dieser ungleichartigen Beschaffenheit der Theile Zwist und Uneinigkeit entsprang, und noch jetzt fortdauert: so sehen wir, war es auch damals der Fall. Wie man bei uns dem einen Stamm günstig und dem andern abgeneigt ist: so zeigt unser Text, beging man auch damals diesen Fehler. Die Samariter, die sich in ihrem Schreiben an den König des Ausdrucks bedienten: »daß sie das Salz des Hofes essen,« galten in seinen Augen für getreue Unterthanen, denen er den Auftrag gab, die andern zu bewachen, und sie an der Unternehmung, welche dem Throne gefährlich werden könnte, selbst mit Gewalt zu verhindern. Wie schändlich sie diesen Auftrag mißbraucht haben werden, können wir uns leicht vorstellen, meine Freunde! Mit Absicht mochte wohl der heilige Geschichtschreiber sich jeder umständlichen Erzählung der Beleidigungen, die man von beiden Seiten sich jetzt erlaubt haben wird, enthalten haben, um durch die Rückerinnerung an sie den Haß nicht zu verewigen. Er begnügt sich also blos zu bemerken, daß nun der Bau des Tempels mit gewaffneter Hand eingestellt worden und seit dieser Zeit unterblieben sei bis in das zweite Jahr des Königs Darius. Hiebei versteht sich von selbst, daß man von Seite des Hofes die Juden von jetzt an nur immer mit Augen des Argwohns angesehen, daß man von jeder Vergrößerung ihres Wohlstandes, von jedem Wachsthum ihrer Kräfte, von jeder Zunahme der Aufklärung bei ihnen Gefahr für das Reich besorgt; und folglich statt etwas zu deren Abhülfe zu thun, immer dahin gearbeitet haben werde, wie sie noch mehr geschwächt und unterdrückt

werden könnten. Und dieses alles, m. F., hätte es nicht glücklich vermieden werden können, wenn man verträglicher gewesen wäre? wenn man den gar nicht übel gemeinten Wunsch der Samariter genehmigt, und die verlangte Theilnahme am Tempelbau, statt mit beleidigendem Stolze abzuweisen, mit Freuden angenommen hätte? Ersehen wir denn aus diesem Beispiel, welche verderbliche Folgen es hat, wenn Bürger mit Bürgern nicht verträglich umgehen, wenn sie den Geist der Zwietracht unter sich ausbrechen lassen! Und wenn — wie der Apostel Paulus so schön bemerkt — »Alles, was der Geist Gottes in der Schrift niedergeschrieben hat, zu unserer Belehrung niedergeschrieben ist« *); so lernen wir aus diesem Beispiel, wie wir in unsern ähnlichen Verhältnissen klüger zu Werke gehen sollen. Ich leugne gar nicht, daß Versuchungen zum Zwiste sehr häufig bei uns eintreten mögen. Ich habe die Ursachen, die bei uns Uneinigkeit veranlassen können, in unsrer neulichen Versammlung selbst aufrichtig angegeben. Aber wenn diese Uneinigkeiten auch noch so erklärlich und natürlich sind, so kann ich sie doch auf keinen Fall als billig und vernünftig ansehen. Die Gründe, welche mir dieses verbieten, gedenke ich jetzt eben umständlicher zu entwickeln. Ich hoffe, daß auch Sie selbst deren Wichtigkeit einsehen werden, und wohl unserm Vaterlande, wenn Sie gestützt auf diese Gründe ihr ganzes künftiges Leben hindurch Frieden und Einigkeit unter den ungleichartigen Bestandtheilen unsers Volkes nach aller Möglichkeit zu stiften trachten. Dann wird gerade das, was unserm Volke bisher so hinderlich gewesen ist, die Ungleichartigkeit seiner Bestandtheile, ein wahres Glück für uns, und eine Quelle seltener Vorzüge sein.

---

*) 2. Tim. 3, 16.

I.

Wenn wir auf jene Ursachen der Uneinigkeit, die wir in unsrer neulichen Versammlung kennen lernten, nochmals zurückblicken, m. F., so wird uns bald einleuchten, daß keine einzige derselben wichtig und groß genug sei, um diesen Haß völlig zu rechtfertigen. Indem wir dies zeigen, liefern wir gleich den ersten Beweis unsrer Behauptung, daß der Geist der Zwietracht, der zwischen den Bürgern unsers Landes herrscht, Mißbilligung verdiene. Die Bürger dieses Landes fliehen und hassen einander schon darum, weil es nicht eine und ebendieselbe Sprache ist, die ihre Zungen eingelernt haben. Daß dieser Unterschied keineswegs hinreichend ist, um Spaltung und Haß zu rechtfertigen, bedarf wohl keiner weitläufigen Auseinandersetzung. Denn wenn es auch wahr ist, daß die Verschiedenheit der Sprache einen engern täglichen Umgang erschwert, so folgt hieraus doch nicht, daß sie die Art der Gemeinschaft unmöglich mache, die zwischen den Bürgern eines und ebendesselben Landes obwalten soll. Hier wird nicht täglich berathschlagt, und nicht Jeder braucht seine Meinung dem Andern unmittelbar zu eröffnen; sondern hier kann man sich zu mehrer Bequemlichkeit gewisser Mittelspersonen bedienen, die, beider Sprachen mächtig, jedem von beiden Theilen zu erklären wissen, was die Gesinnungen des einen und des andern sind. Und noch viel offenbarer ist es, daß die scheinbaren Mängel und Unvollkommenheiten einer Sprache, die harten und dem ungeübten Ohr widerlich klingenden Töne derselben nie einen Gegenstand des ernsten Streites abgeben sollen, geschweige denn Erbitterungen und Haß rechtfertigen können. Denn wie? was kann mein Nachbar dafür, daß er von Kindheit an gelehrt worden, die Dinge mit andern Tönen als ich, mit Tönen, welche mir aus Mangel an Übung sogar widerlich vorkommen, zu bezeichnen? Würde ich nicht eben so sprechen wie er, wenn ich es eben so gelehrt worden wäre? Und sind mir die Töne jener Mundart zuwider, so sind es vielleicht jene der Meinigen nicht minder ihm; wer

mag entscheiden, wer von uns beiden mit größerem Rechte klagt, daß sein Ohr beleidigt werde? So viel ist aber gewiß, wenn wir erst eine kurze Zeit Geduld mit einander tragen, so werden wir uns der Eine an die Töne des Andern so gewöhnt haben, daß wir statt selbe widerlich zu finden, zuletzt selbst mit einigem Vergnügen der neuen Tonart, deren Gesetze wir schon zu begreifen anfangen, zuhören können. — Viel wichtiger freilich, viel wichtiger ist der Unterschied, den wir in der Gemüthsart, in den Begriffen und Gesinnungen der beiden Volkstämme in unserm Lande finden. Daß aber auch dieser uns zu keiner Spaltung, und zu keinem Hasse berechtige: das m. F. können wir schon aus dem einzigen Grunde ermessen, weil ja auch unter Bürgern, die zu demselben Stamme gehören, ein nicht geringerer Unterschied in den genannten Stücken herrscht. Oder sollte es nicht Deutsche in unserm Lande geben, die sich von andern hier lebenden Deutschen, und so auch Böhmen, die sich von andern ihrer Sprachgenossen ganz eben so sehr unterscheiden, als man den Unterschied, der zwischen Böhmen und Deutschen überhaupt herrscht, nur immer annehmen mag? Wenn also nur Menschen, die ganz und gar, in jedem Stücke gleichartig, und übereinstimmend sind und denken, gemeine Sache miteinander machen wollten, wo könnte da auch nur unter Böhmen, oder auch nur unter den Deutschen selbst eine Gemeinde bestehen? Nein, nicht jede Ungleichheit in den Gesinnungen und in der Gemüthsart der Menschen macht eine Gemeinschaft unter denselben unmöglich. So groß und vielfältig auch die Unterschiede sind, die zwischen den Böhmen und den Deutschen stattfinden, doch gibt es tausend andere Dinge, in denen beide gleichförmig mit einander denken. Und wahrlich, wenn man auch nur jene Grundsätze, worüber beide Theile einig sind, gehörig benützen wollte: so könnte schon viel, sehr viel in Gemeinschaft unternommen werden. Aber wir selbst sind es, die wir uns verkennen; wir trauen der eine Theil dem andern nicht so viel Uebereinstimmung zu, als wirklich vorhanden ist, blos weil wir uns mit Augen des Hasses betrachten, und der Übervortheilungen nicht vergessen wollen, welche der

eine Theil sich allmälig über den andern errungen. Aber was sagt die Vernunft zu einem solchen Betragen? Sie tadelt beide Theile. Jenem, der übervortheilt worden, verweiset sie es als eine Unbilligkeit, daß er das Unrecht, was ihm nicht die jetzt lebenden Bürger, sondern nur ihre Vorfahren angethan haben, an den Jetztlebenden bestraft wissen will. Jenem, der immer noch jetzt fortfährt, Unrecht zu thun und zu gerechtem Unwillen Anlaß zu geben, befiehlt sie mit strengem Ernst, endlich ein Ziel diesen Bedrückungen zu setzen und durch den guten Gebrauch, den er von den erworbenen Vortheilen und Reichthümern macht, durch Güte und Mildthätigkeit die beleidigten Mitbürger mit sich auszusöhnen! Doch wenn auch nicht ein Jeder diesem Gebote der Vernunft gehorcht, wenn es auch viele Bürger in dem begünstigten Volkstamme gibt, welche durch ihr Betragen einen gerechten Abscheu erregen: wird es uns darum erlaubt sein, den ganzen Stamm zu hassen? Ist nicht der größte Theil desselben gewiß sehr gutartig? Nimmt er nur den geringsten Antheil an den Bedrückungen, die jene Einzelnen aus seiner Mitte sich erlauben? Wird er nicht vielmehr selbst von ihnen fast eben so hart, wie unser böhmische Volkstamm bedrückt? Wie ungerecht also, wie ungerecht wäre ein Haß im Herzen eines Böhmen, der sich auf alle Deutschen ohne Unterschied erstreckte!

II.

Doch wenn wir auf diese Art hoffentlich einsehen, meine Freunde, daß es gar keinen Grund des Hasses zwischen den beiden Volkstämmen in unserm Lande gibt, der völlig rechtfertigend wäre: so lassen Sie uns nunmehr erwägen, wie schädlich und verderblich ein solcher Haß sei.

1. Das Erste und Gewisseste ist, daß wir durch einen solchen Haß uns selbst das Leben verbittern; und statt die Gehaßten mit uns auszusöhnen, vielmehr noch Anlaß zu neuen Beleidigungen von

ihrer Seite geben. Abgesehen von allen weiteren Folgen, welche der Haß durch seine Äußerungen erzeugt, ist er schon an sich selbst eine sehr bittere Empfindung. Wir können nicht heiter sein, wir können uns keines Glückes, das uns zu Theil wird, freuen, so lange Bruderhaß in unsern Herzen kocht. Wenn wir die Liebe mit Recht die seligste aller Empfindungen heißen, und wenn schon hier auf Erden des Himmels Vorgeschmack genießt, wer gegen alle Menschen ein Herz voll Liebe in seinem Busen trägt: so hat derjenige schon hier auf Erden die Hölle, der nur einen einzigen Menschen, um wievielmehr einen ganzen Volkstamm haßt, und einen Volkstamm haßt, mit dem er gezwungen ist, in der engsten Verbindung zu leben, den er als einen Bestandtheil jenes Staates, von dem er selbst ein Glied ist, ansehen muß! Also schon um das Leben sich nicht selbst zu verbittern, sollte sich einjeder aus uns sorgfältig hüten, daß der Keim des Bürgerhasses nicht in seinem Herzen Wurzel schlage. Aber noch mehr m. Fr.! wenn irgend ein Theil unsers Volkes den andern haßt, und — wie dies von selbst geschieht — diesen Haß auch hie und da durch Worte oder Thaten äußert: wird dies nicht weitere Folgen haben? Ich will gern annehmen, daß derselbe durch seinen Haß sich zu keinen Handlungen von solcher Art verleiten läßt, welche ihn einer obrigkeitlichen Bestrafung aussetzen: wird er verhindern können, daß nicht wenigstens diejenigen Personen, welche zu hassen er an den Tag gelegt hat, ihn gleichfalls hassen werden? Liegt es nicht in der Natur des Hasses, daß er wieder vergolten wird mit Gegenhaß? Was kann nun die Folge sein von diesem wechselseitigen Hasse? Der Eine wird den Andern auf alle nur mögliche Art zu beschädigen suchen; und dabei eben nichts Böses, sondern nur etwas, das ihm von Rechtswegen zusteht, zu thun sich überreden. Denn, spricht einjeder von beiden, da mich der Andere haßt, da er nur meinen Untergang sucht, so fordert es schon die Pflicht der Selbsterhaltung, daß ich auf jede Art, welche mir zu Gebote steht, ihn außer Stand setze, mir zu schaden. Welch ein trauriges Leben wird dies sein m. Fr.! welch ein widerlicher Anblick von Menschen, die ihre beiderseiti-

tigen Kräfte nur dazu anstrengen — einander zu Grunde zu richten! Wie ganz anders, wo der Geist der Liebe herrscht, wo Jeder seine Freude und seinen Ruhm darin sucht, recht vielen seiner Nachbaren gedient und geholfen zu haben!

2. Doch dies erinnert mich gleich an einen neuen Grund, welcher die Schädlichkeit des Bürgerhasses uns zeigt. Unzählige gemeinnützige Unternehmungen, welche nur durch Liebe und Gemeinsinn ausgeführt werden können, müssen in einem Lande, wo diese Tugend fehlt, für immer unterbleiben. Hier komme ich auf einen Punct zu sprechen, m. Fr., von dem wir uns in unserm Vaterlande leider kaum einen Begriff zu machen im Stande sind. Der schon Jahrhunderte lang fortdauernde Mangel an Gemeingeist nemlich hat uns so ganz vergessen lassen, was Bürger, wenn sie zusammenhalten, blos für sich selbst vermögen. Von unsern Regierungen also erwarten wir alles Heil, während wir selbst nichts thun zu unserm Besten! Wir klagen über so manches, was uns belästigt und quält; wir seufzen, daß die Regierung nicht abhilft, und lassen uns nicht in den Sinn kommen, daß ja wir selbst dem allein abhelfen können, wenn wir zusammenhalten wollten! Verlangen Sie von mir nicht, daß ich sie aufzähle, die nützlichen Anstalten alle, welche die Bürger eines Landes für sich allein errichten, oder zu deren Einführung sie doch auch die trägste Regierung gleichsam nöthigen können, wenn sie gemeinschaftlich darum bitten und darauf bestehen. Ich würde kein Ende finden, möchte ich hievon zu sprechen anfangen wollen. Ein Blick auf die Einrichtungen, die man in manchem benachbarten Lande erst kürzlich auf diese Art zu Stande gebracht hat, wird Ihnen Beispiele zur Erläuterung meiner Behauptung genug darbieten; ein weiteres Nachdenken wird Sie belehren, daß es noch ungleich mehr gibt, was sich eben so gut, als das bisher Versuchte, auf diese Art ausführen ließe. Aber freilich nur, wenn ein vernünftiger Gemeingeist herrscht, wenn sich die sämmtlichen Bürger des Landes als ein zusammenhängendes Ganze

ansehen, und es begreifen, wie der Vortheil des Ganzen auch ein Vortheil für jeden Einzelnen ist. Wenn aber Spaltungen da sind; wenn sich der eine Theil gar nicht mit dem andern vereinigen will zu einem beiderseits nützlichen Zwecke, weil er den Vortheil nur sich allein, nicht aber dem andern gönnt; wenn deshalb jeder lieber selbst darben, als dulden will, daß es der Andere mit ihm zugleich gut habe; wenn Vorschläge, welche der eine Theil macht, schon darum, weil dieser sie gemacht hat, von dem andern verworfen, und mit Hohn zurückgewiesen werden: dann ist es freilich nicht möglich, daß durch die Betriebsamkeit der Bürger selbst etwas zu Stande komme; dann sind sie ohnmächtig — nicht durch die Fesseln der Regierung, sondern durch ihre eigene Schuld.

3. Und diese Ohnmacht gibt Veranlassung zu einem neuen Übel. Diejenigen nemlich, welche die Regierung des Landes in ihren Händen haben, fühlen sich versucht, ihre Gewalt zu mißbrauchen, und statt für das Wohl des Volkes, für ihre eigene Bereicherung zu sorgen. Denn daß auch obrigkeitliche Personen nur Menschen, fehlbare Menschen sind, daß eine allzu nahe gebrachte Gelegenheit zum Bösen wie für uns Alle, so auch für sie gefährlich ist: das hätten wir, wenn es je bezweifelt werden könnte, in unsern neuesten Zeiten an so manchen merkwürdigen Beispielen lernen können. In mehr als einem Lande sah man Männer, die anfänglich weit bessere Gesinnungen gehegt, allmälig in wahre Tyrannen umgewandelt, weil die Gelegenheit sie dazu verführt hatte. Und wo ist diese Gelegenheit, wo die Versuchung zum Bösen größer als bei einem Volk, welchem der Gemeingeist fehlt, das mit sich selbst in Spaltung und Uneinigkeit lebt? Bei einem solchen Volke nemlich kümmert sich jeder nur um den eigenen unmittelbaren Vortheil; die Unterdrückung seines Nachbars ist etwas Gleichgültiges, wo nicht sogar Erfreuliches für ihn. Hier also kann die Regierung das ganze Volk bald unter das schmählichste Joch der Sclaverei versetzen und nach Belieben mißhandeln, wenn sie nur die List gebraucht, nicht alle Theile auf einmal, sondern den einen nach dem an-

dern anzugreifen. Bei einem solchen Volke kommt keine gemeinschaftliche Berathschlagung, um wieviel weniger eine Vereinigung und ein Zusammenwirken aller Mitglieder zu Stande; denn was der eine Theil vorschlägt, der andere Theil hört es nicht an. Hier also kann die Regierung jede auch noch so unbillige Forderung stellen, sie findet nicht nur gar keinen Widerstand, sondern nicht einmal Widerspruch und Tadel; und wenn man ja einzelne Stimmen hört, die sich beklagen, so lauten diese, weil keine Rücksprache getroffen worden ist, doch nicht gleichförmig mit einander, und können darum keine Berücksichtigung finden. Bei einem solchen Volke herrscht, eben weil es sich seiner Ohnmacht nur allzu sehr bewußt ist, auch Furchtsamkeit und als Folge davon, der Geist der Schmeichelei und der entehrendsten Wegwerfung seiner selbst. Jeder fürchtet, spräche er ein Wort der Wahrheit, sich die Gunst der Regierung zu verscherzen, sich ihre härtesten Verfolgungen und Strafen zuzuziehen, ohne doch, weil niemand zustimmen will, dem gemeinen Besten etwas genützt zu haben. Er entschließt sich also lieber, den Schmeichler und Lobredner zu machen, um desto gefälliger zu sein; er setzt sich nicht nur selbst und die Gewalt, welche von Amtswegen ihm zusteht, so tief als möglich herab unter die Macht der höheren Ämter, sondern er arbeitet auch daran, die Rechte des ganzen Volks immer mehr und mehr zu vernichten und in Vergessenheit zu bringen. Bei einem solchen Volke endlich herrscht auch der Geist der Verleumdungsucht und falschen Angeberei. Aus wechselseitigem Hasse bemüht sich jeder Theil den andern zu verkleinern, und dessen Absichten bei der Regierung in ein gefährliches Licht zu stellen. Auch die unschuldigsten Handlungen werden, wie wir in unserm Texte sahen, der Obrigkeit auf eine Art geschildert, die sie verdächtig macht, und deren Einstellung bewirkt. Ist es zu verwundern m. Fr., wenn durch dies alles endlich die obrigkeitlichen Personen selbst verdorben werden? ist es zu verwundern, wenn ganze Behörden dann ein Volk, das mit sich selbst in stetem Kampfe lebt, das so ohnmächtig ist, so ohne Widerstand jede Beleidigung erträgt, die Behandlung, die es erfährt, so falsch und ungereimt

beurtheilt, sich selbst freiwillig erniedrigt, und kein angelegentliche-res Geschäft zu kennen scheint als sich selbst wechselseitig bei der Regierung anzuklagen, und in Verdacht zu setzen: ist es zu wundern, wenn die regierenden Personen ein solches Volk am Ende verachten lernen, und die Meinung annehmen, daß es gar keiner bessern Behandlung werth sei?

4. Dies m. Fr., dies sind die unglückseligen Folgen, welche der Parteigeist bei jedem Volke hervorbringt. Wir aber erleiden durch ihn noch einen ganz eigenen Verlust von größter Wichtigkeit. Die kurze Andeutung desselben habe ich mir absichtlich zuletzt ersparen wollen: Grade der Umstand, daß wir ein aus so ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetztes Volk sind, grade dieser Umstand würde, wofern es uns gelänge, den hiedurch veranlaßten Parteigeist zu verdrängen, uns zu einem der glücklichsten Völker von Europa erheben. Denn ein merkwürdiges Naturgesetz ist es, daß zur Entstehung eines jeden Ganzen, welches uns den Anblick der Vollkommenheit gewähren soll, eine gewisse Ungleichartigkeit der übrigens wohlverbundenen Bestandtheile nothwendig ist. So wie der Boden, auf dem wir stehen, nur dann recht fruchtbar ist, wenn er aus vielerlei Arten der Erde zusammengesetzt ist: also ist auch das Volk, das sich von diesem Boden nährt, nur dann ein glückliches und vollkommenes Volk, wenn es aus ungleichartigen Bestandtheilen zusammengefügt worden. Familien, die eine allzu große Gleichartigkeit in der Wahl der Personen zu ihren ehelichen Verbindungen beobachten, verlieren je länger je mehr an Geist und Körperkraft; während Ehen, die etwas ungleich sind, eine Nachkommenschaft erzeugen, die sich durch seine ungewöhnliche Vortrefflichkeit auszeichnet, und die Tugenden beider Theile vereinigt, ohne die Fehler derselben zu ererben. Das herrlichste Volk des ganzen Alterthums, das hochbegabteste, das bis auf den heutigen Tag von allen gebildeten Völkern bewundertste, das Volk der Griechen, es war aus den ungleichartigsten Bestandtheilen gebildet: und wer mag zweifeln, daß dieser Um-

stand zu seiner Vortrefflichkeit sehr vieles beigetragen habe? Also wer weiß m. Fr., was auch wir selbst sein, oder werden könnten, wenn wir die Ungleichartigkeit unsrer beiden Volkstämme, aus denen man uns nicht ohne Gottes Zulassung zusammengefügt hat, weiser benutzt hätten, und noch jetzt zu benützen anfingen? Wer weiß, was aus uns werden könnte, wenn wir statt Haß und Zwietracht unter uns zu nähren, freundschaftlich uns die Hände böten? wenn wir das Gute, das jedem Theil eigenthümlich ist, allgemein machten? die Fehler nach und nach verdrängten? wenn wir soviel als möglich suchten, die beiden Volkstämme so mit einander zu verschmelzen, daß endlich nur ein einziger aus ihnen würde? Wer weiß, welch hohe Vortrefflichkeit diesem noch zu erwartenden Stamme aufbewahrt ist, zumal auch soviele andere Umstände uns vermuthen lassen, daß wir ganz und gar nicht die Vergessensten der Kinder Gottes sind. Denn welch ein fruchtbares Land hat er uns nicht zur Bewohnung angewiesen, wohl nicht blos darum angewiesen, damit wir auf einem so fruchtbaren Boden nur desto schmerzlicher empfinden müßten, wie unglücklich wir, dessen Bebauer, sind! Aber solang wir uns nicht selbst bessern m. Fr., solang wir nicht den Geist der Zwietracht ausrotten: solang wird es uns nie besser, sondern vielmehr stets schlimmer ergehen! Möchte das Wort unsers Herrn nicht eine Weissagung werden, die sich an uns erfüllt, sondern zur Warnung dienen, die uns bessert: »Ein jedes Reich,« sprach er, »das in sich selbst getrennt ist, wird zu Grunde gehen *)! Amen.

*) Luk. 11, 17.

III.

Am neunten Sonntag nach Pfingsten.

Apostelgesch. 6, 1—6.

„Als zu jener Zeit sich die Menge der Gläubigen immer vermehrte, entstand ein Murren der Hellenen wider die Hebräer, daß ihre Witwen vernachlässiget würden bei der täglichen Ausspendung der Gaben. Da riefen die Zwölf die Gläubigen zusammen und sprachen: Es wäre nicht gut, wenn wir Gottes Wort hintanstellten, um die Tische zu besorgen. Darum, Brüder, sehet euch selbst unter euch nach sieben Männern um, des heiligen Geistes und der Weisheit voll, die wir anstellen können bei diesem Geschäft. Wir dagegen wollen eifrig dem Gebete obliegen und dem Dienste des Worts. — Dieser Antrag gefiel der ganzen Versammlung; und man erwählte Stephanus, einen Mann voll des Glaubens und des heiligen Geistes, dann Philippus, Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas und Nikolaus einen Judengenossen aus Antiochien. Diese stellten sie nun den Aposteln vor, welche über sie beteten und ihnen die Hände auflegten."

In unsrer vorletzten Versammlung m. Fr., war es, in welcher wir die für die Bewohner unsers Landes beschämende Wahrheit kennen lernten, daß die Christen des ersten Jahrhunderts in größter Eintracht und Liebe unter einander

gelebt, während sie doch der Ursachen zu Uneinigkeit und Zwist in der That mehre gehabt, als unter uns obwalten. Der eben gelesene Text aber mag uns beweisen, daß jene Eintracht gleichwohl auch ihre Unterbrechung gehabt, daß selbst in der ersten christlichen Gemeinde, die zu Jerusalem bestand, schon ein und die andere Mißhelligkeit sich erhoben, die aber durch Klugheit bald wieder ausgeglichen wurde. Den Christen aus dem Heidenthume schien es, als ob man ihre Armen nicht ebenso freigebig betheilte, wie jene, die aus dem Judenthume stammten. Sei dies nun Wahrheit oder bloße Täuschung gewesen, genug es gab zu Klagen Anlaß, welche bei der damaligen Freimüthigkeit der Zeit bald den Aposteln selbst zu Ohren kamen. Die Weisheit, mit welcher diese sich bei einem Vorfall so unangenehmer Art benahmen, verdient Bewunderung m. Fr.! Zuvörderst ließen sie die Sache nicht lange anstehen, wohl wissend, daß eine Trennung der Gemüther, die erst vor kurzem entstand, leichter zu heilen ist, als eine Spaltung, die einer veralteten Wunde gleicht. Kaum also hatten sie Kunde von diesem Übel erhalten, als sie auch schon die nöthigen Anstalten zu dessen Abhülfe trafen. Man hatte sie, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, im Verdachte, daß sie bei der Vertheilung der Gelder unter die Armen, wenn auch eben nicht mit parteilicher Vorliebe für ihre jüdischen Stammgenossen, doch wenigstens nicht immer mit der richtigsten Beurtheilung des Grades der Bedürftigkeit zu Werke gegangen seien; man war jetzt noch geneigt, die Schuld hievon auf die so vielfältigen Geschäfte, die ihr apostolisches Amt mit sich brachte, zu schreiben. Noch eine kurze Zeit und es würde aus diesem Gedanken sich der Wunsch entwickelt haben, daß die Apostel doch lieber zu einer Theilung ihres Amtes sich verstehen, und das Geschäft der Armenpflege in andere minder beschäftigte Hände niederlegen möchten. Doch der Entstehung dieses Wunsches kamen sie weislich zuvor, beriefen die Gemeinde, und eröffneten ihr, daß sie der Pflege für die Armen enthoben zu sein wünschten. Dies war der unzweideutigste Beweis, daß sie dieses Amt bisher gewiß nicht darum verwaltet, weil etwa ihr Eigennutz hiebei irgend seine Rechnung ge-

funden, oder weil ihrer Eitelkeit der Besitz so vieler Ämter geschmeichelt: sondern nur darum, weil niemand Anderer da war, welcher es statt ihrer hätte übernehmen können. Aber was wohl zu bemerken, nicht sie selbst erwählten die Männer, die dieses Amt künftig zu versehen hätten; sondern der ganzen Gemeinde räumten sie das Recht ihrer Erwählung ein. So nemlich zeigten sie am allerbesten, wie ganz und gar es nicht ihnen darum zu thun sei, durch die bestellten Personen einen gewissen Einfluß auf das Geschäft selbst noch immerfort auszuüben. So zeigten sie, daß ihr Herz frei sei von jener Eitelkeit, die über Alles herrschen, die sich die letzte Entscheidung in aller Art von Gegenständen nur darum vorbehalten will, auf daß es scheine, daß Alles von ihnen allein ausgehe. So wurde ihr Beispiel eine Beschämung und Zurechtweisung für alle Machthaber der Erde, die sich das Recht der Ernennung in so vielen mitunter selbst solchen Fällen anmaßen, wo sie die zu ernennende Person nicht einmal recht kennen. Das so viel weisere Benehmen der Apostel hatte zur Folge, daß die Gemeinde zu Jerusalem, da sie nun sah, wie aufrichtig man in dem Zwiste vorgehe, auch ihrerseits that, was sich zu thun geziemte. Die sieben Amtsvorsteher wurden sämmtlich nur aus der Mitte der Heiden erwählt. Dies rührende Beispiel der Großmuth, den Heiden von Seite der Juden gegeben, wie hätte es nicht seinen beabsichtigten Erfolg erreichen, und wie die Partei, die sich bisher zurückgesetzt glaubte, nicht alsbald aussöhnen, und sie überzeugen sollen, daß sie Unrecht gethan, sich über Menschen zu beschweren, welche so edel handeln können? — O daß die Zwistigkeiten, welche die Bürger unseres Landes entzweien, doch eben so glücklich beigelegt werden könnten m. Fr.! Sie könnten es, wenn wir die Mittel, die hiezu nöthig sind, mit eben der Weisheit, wie die Apostel in jener Zeit bewiesen, erkennen, und die Opfer, die hier von beiden Seiten gebracht werden müssen, mit eben der Großmuth, die wir an der Partei der Juden bemerkt, auf den Altar der Vaterlandsliebe niederlegen wollten! Denken wir nach m. Fr.! aufrichtig und vor Gott — was hier zu thun sei. Dieses Nachdenken ist der Ge-

genstand, den wir für unsre heutige Versammlung schon neulich festgesetzt haben.

Wenn wir die Abneigung, die zwischen den beiden Volkstämmen unsers Landes herrscht, glücklich bekämpfen, und Eintracht und Gemeinsinn unter uns herstellen wollen m. Fr., so muß unsre vornehmste Sorge offenbar darauf gerichtet sein, daß wir die Ursachen, die diese Abneigung hervorgebracht haben, oder doch jetzt noch unterhalten, nach aller Möglichkeit beseitigen und unwirksam machen.

1. Der Untersuchung zufolge, die wir in unsrer vorletzten Versammlung angestellt, steht dem Gemeingeist in unserm Vaterlande kein wichtigeres Hinderniß entgegen als seine Sprachverschiedenheit. Wer diese ganz beseitigte, wer es dahin brächte, daß von den Bewohnern unsers ganzen Landes nur einerlei Sprache gesprochen würde, der würde der größte Wohlthäter unsers Volkes werden; so wie derjenige, der auf dem ganzen Erdenrunde einerlei Sprache einführte, der größte Wohlthäter der ganzen Menschheit sein müßte. Allein mit so viel Zuversicht wir auch behaupten können, daß dieses einst — nach vielen Jahrtausenden meine ich, zu Stande kommen werde; — so viele Mühe sich auch die weisen Vorsteher der katholischen Kirche gegeben, diese Zeit herbeizuführen; so unleugbar wir es ihren Bemühungen zu danken haben, daß die Anzahl der verschiedenen Mundarten und Sprachen in Europa, und der Grad ihrer Verschiedenheit doch viel geringer ist, als er sonst geworden wäre; so offenbar endlich die Erfahrung lehrt, daß sich die Menge der Sprachen auf Erden mit jedem Jahrhunderte vermindert: so ist gleichwohl der glückliche Zeitpunkt, wo auch in unserm Vaterlande nur einerlei Zunge herrschen wird, noch keineswegs als ein so naher anzusehen. Um desto eifriger müssen wir in Anwendung alles desjenigen sein, was diese Sprachverschiedenheit, solang sie noch unter uns besteht, möglichst unschädlich machen kann. Das erste ist, daß wir den noch ganz ungebildeten Theil unsers Volkes, die Böh-

mischen sowohl als die Deutschen, über den Unterschied der Sprache gehörig aufklären. Wir müssen es diesen Unwissenden erklären, woher der Unterschied der Sprache auf unserm Erdenrunde komme; wir müssen ihnen zeigen, daß es ganz willkürlich sei, ob man die Dinge so oder anders bezeichne, daß man aus Mangel der Verabredung bei den verschiedenen Völkern der Erde nothwendig auch auf verschiedene Bezeichnung der Begriffe habe verfallen müssen; daß der auf diese Art entsprungene Unterschied der Sprache der allerunwesentlichste sei, der unter den Menschen nur immer stattfinden mag; daß es daher die größte Thorheit sei, einen Menschen schon darum weil er in einer andern Sprache sich ausdrückt als wir, für etwas Besseres oder für etwas Schlechteres als uns selbst zu halten; daß es bei uns doch nur auf die Gewohnheit ankomme, ob wir gewisse Töne angenehm oder unangenehm, wohl- oder übelklingend finden; daß daher nichts natürlicher als die Erscheinung sei, wenn einjeder von uns die Töne seiner Muttersprache für die gefälligsten hält. Soviel m. Fr. für den ganz ungebildeten Theil unsers Volkes. Den aufgeklärteren müssen wir überdies bitten, daß er die Streitfrage, welche von beiden Sprachen doch an sich selbst den Vorzug vor der andern verdiene, entweder ganz beiseite setze oder doch nur mit der möglichsten Gelassenheit und Mäßigung behandle. Es ist ein zweckloser Streit, weil sich aus seiner Entscheidung, wie sie auch immer ausfalle, gar keine Folgerungen für das Leben herleiten lassen. Und so gleichgültig es auch jedem Theil im Grunde sein soll, ob seine oder die Sprache seiner Gegner in diesem Streite obsiegt, indem sich ja Niemand die Sprache selbst gegeben hat: so heftig ereifert man sich dabei dennoch insgemein; so tief gekränkt fühlt sich gewöhnlich derjenige, der zuletzt eingestehen soll, daß seine Sprache wirklich die minder gebildete sei. Daher glaube ich denn m. Fr., jeder vernünftige Mann sollte es sich zu einer Regel gemacht haben, nie eine Sprache vor den Ohren solcher zu mißhandeln, die sie als ihre Muttersprache ver-

ehren, wofern er anders nicht mit aller Gewißheit voraussetzen kann, daß er Personen vor sich hat, welche über jeden Zweifel an der Wahrheit, von der ich so eben redete, erhaben sind. Doch dieses Alles kann nur verhindern, daß um des Sprachunterschiedes wegen keine Zwistigkeiten mehr unter Ihnen entstehen. Er, dieser Unterschied selbst, wird noch nicht weggeräumt. Sie aber sollen wissen, daß Sie auch zur Entfernung oder doch zur Verminderung dieses Unterschiedes überaus viel, und weit mehr, als es den Feinden unsers Wohles lieb ist, beizutragen vermögen. Vernehmen Sie wie? Jenem Theile von Ihnen, den Gott berufen hat, daß er einst für das Heil der Seele in unserm Volke sorge, dem wird auch anvertraut sein die oberste Leitung des Kinderunterrichts in allen Gegenden des Landes. Und eben deshalb wird es Ihnen, wenn Sie nicht einige Mühe und Arbeit zu Ihrem großen Zwecke scheuen, in diesem Verhältniß beinahe überall möglich sein, die zarte Jugend, die in Ihre Schule strömt, und nur einer der beiden Landessprachen allein kundig ist, auch mit der andern spielend vertraut zu machen; fast nirgends werden Sie bei diesem Vorhaben von Seite der Obrigkeit, und noch viel weniger von Seite der Eltern oder der Kinder selbst einen Widerstand erfahren. Kinder und Eltern werden sich vielmehr recht herzlich freuen, daß in Ihren Schulen etwas so offenbar Nützliches gelernt wird! Und wenn Sie diesen Unterricht anders auf die gehörige Art einleiten, wenn Sie ihn nicht durch Regeln, sondern durch unmittelbare Sprachübung ertheilen: so werden die schnellen Fortschritte, die Ihre Zöglinge machen, Sie in Erstaunen setzen. In weniger als Jahresfrist wird der Knabe, der vorher auch nicht ein einziges Wort von seiner nachbarlichen Landessprache kannte, in ihr seine Gedanken verständlich und fertig auszudrücken im Stande sein. Welch eine große nicht zu berechnende Wohlthat, besonders für jeden böhmischen Bewohner unseres Landes! Hat er die deutsche Sprache inne, so kann er nun wandern durchs ganze Land, und findet überall Menschen, denen er sich verständlich mitzutheilen vermag! Hat er die deutsche Sprache inne, so fließen nun alle Quellen der Bildung, aus welchen seine deutschen Nachbaren

schöpfen, auch für ihn ebenso reichlich als für sie! Hat er die deutsche Sprache inne, so kann er sich die nöthige Kenntniß aller Gesetze, die ihn angehen, verschaffen; so kann er sein Recht vor jedem Gerichtstuhle suchen; so kann er sprechen mit der Obrigkeit, deren Oberherrschaft von dem Geringsten anzufangen bis zu dem Höchsten im Lande anerkannt wird. — Aber auch wenn der deutsche Landesbewohner die Sprache seiner böhmischen Mitbürger gelernt hat, ist es ein großer Vortheil für ihn sowohl als für das Ganze. Nun kann er ohne Dolmetsch auch mit jedem Böhmen sprechen, nun sieht er sich nicht mehr gehaßt von diesem, sondern vielmehr geliebt, und auch er selbst, er selbst gewinnt jetzt Liebe zu einem Volk, von dessen richtiger, gesunder Urtheilskraft, von dessen Gutmüthigkeit und mancher andern noch verkannten Tugend er, seit dessen Sprache ihm bekannt ist, täglich neue Proben erhält. Brauche ich es erst zu sagen m. Fr., was sich hieraus so einleuchtend ergibt, daß es für jene Deutsche, welche das Schicksal in irgend einer Rücksicht zu Vorgesetzten über Böhmen erhebt, eine der heiligsten Pflichten sein müsse, die Sprache ihrer Untergebenen zu erlernen? Denn ohne diese zu verstehen, ist es fürwahr kaum möglich, daß wir die Pflichten unsers Amtes erfüllen! um wie viel weniger, daß wir die Liebe und das Zutrauen unsrer Untergebenen gewinnen! Nur als Miethlinge müßten wir ihnen erscheinen! und könnten auch wirklich nicht viel mehr als Miethlinge sein! Denn »jeder gute Hirt (so meinte schon unser Jesus) muß eine Stimme besitzen, die seine Schafe kennen!«*) Mag es also noch so beschwerlich sein, es muß doch geschehen, soll dem Geringsten selbst in unserm Vaterlande ja einmal aufgeholfen werden. Und wie? Kennen wir nicht so viele andere Sprachen? Sprachen, die uns weit weniger angehen? lernen wir nicht die Sprachen der Länder Frankreich, Italien, England mit so viel Fleiß und Kostenaufwand? Wie sind wir nicht bestrebt, uns diese in möglicher Vollkommenheit anzueignen, um

*) Joh. 10. 4.

von den Ausländern den wahrlich zweideutigen Lobspruch zu vernehmen, daß wir wie Einer der Ihrigen sprechen? Wer sollte es vermuthen, daß wir bei so vieler Aufmerksamkeit für eine fremde Sprache, so wenig Fleiß nur auf unsre eigene Landessprache verwenden? So wenig Fleiß sage ich? auch daß wir sie ganz vernachlässigen, sollt' ich behaupten, ja daß wir uns — ein fast unglaublicher Umstand! — auch sogar schämen, sie zu sprechen! O m. Fr.! bemühen wir uns, unsre Mitbürger von dieser Thorheit, die uns selbst den Ausländern verächtlich macht, zu heilen. Weit mehr, als an die großentheils unnütze Erlernung fremder Sprachen, denken wir doch an die vollkommene Erlernung unserer beiden Landessprachen! und muntern wir, so viel wir ein jeder in unserm Wirkungskreise vermögen, auch alle unsere Mitbürger auf zu einem gleichen Verfahren!

2. Je vollkommener uns dies gelingen wird, je mehre Deutsche wir vermögen, die böhmische; und je mehre Böhmen, die deutsche Sprache zu erlernen: um desto leichter wird sich und zwar zum Theil schon von selbst das zweite Hinderniß beheben, welches dem Gemeinsinn in unserm Vaterlande entgegen steht. Dieses ist nemlich die Ungleichheit in der Gemüthsart, in den Begriffen und Gesinnungen, die zwischen den böhmischen und deutschen Einwohnern unseres Landes statthat. Es ist sich nicht zu wundern, daß Menschen von welchen der eine die Sprache des andern nicht versteht, bei aller nachbarlichen Angrenzung in ihrer Gemüthsart, in ihren Begriffen und Gesinnungen gleichwol sehr von einander abweichen. Ihnen fehlt nemlich das ausgiebigste Mittel zur Verähnlichung, welches im Umgange gegeben ist. Es ist die wechselseitige Mittheilung unserer Meinungen, welche bei öfterem Umgange stattfindet, es ist das Abhören der Gründe unsrer Meinung, und die Beantwortung der wider sie erhobenen Gegengründe; es ist das öftere Sehen der fremden Handlungen, und die oft nur unwillkürliche, aber doch niemals unwirksame Nachahmung solcher Handlungen — was dem Umgange diese Kraft der Verähnlichung ertheilt. Je öfter also und je un-

gehinderter die Bürger eines und eben desselben Landes miteinander verkehren können, um desto mehr Aehnlichkeit erhält auch ihre ganze Art zu denken und zu handeln. Fügen Sie hinzu, daß Menschen, die einerlei Sprache verstehen, auch durch die größte Entfernung von einander noch nicht gehindert sind, eine Art von Umgang zu pflegen, durch schriftliche Aufsätze nemlich ihre Gesinnungen einander mitzutheilen; setzen Sie bei, daß Menschen, die einerlei Sprache reden, ihre Begriffe und Kenntnisse meistens auch aus denselben Quellen schöpfen, indem dasselbe Buch, welches der Eine mit Beifall gelesen und dem Andern angepriesen hat, auch von diesem wieder gelesen und zur Richtschnur angenommen wird; sie werden demnach gleichsam von einerlei Lehren geleitet, folglich auch beseelt von einerlei Gesinnungen sein. Wie sollte da nicht Eintracht und Gemeingeist herrschen unter ihnen? — Doch dies erinnert Sie vielleicht von selbst m. F., daß es ein Mittel gebe, wodurch man auch bei demjenigen Theile des Volks, welcher sich die Sprache des andern noch nicht geläufig gemacht hat, gleichwol dieselben Begriffe und Gesinnungen, wie sie bei diesem anzutreffen sind, verbreiten könne. Es ist die Übertragung der Schriften, die von dem einen Theile des Volks am häufigsten gelesen werden und den wichtigsten Einfluß auf seine Geistesbildung haben, auch in die Sprache des Andern, um sie auch diesem brauchbar zu machen. Wohl freut es mich, sagen zu können, daß auch in dieser unserer Versammlung es Einige gibt, welche an dieses heilsame Geschäft bereits gedacht; ja selbst schon dasselbe in Angriff genommen haben. Der Himmel gebe, daß dieser kleine Anfang von recht gesegnetem Erfolge sei! Er gebe, daß sich der Mitarbeiter, welche Sie freundlich unterstützen, Ihnen mit jedem Jahre stets Mehre gesellen! daß keine Eitelkeit und keine Sucht sich auszuzeichnen, die bisherige Lauterkeit Ihrer Absichten trübe, und Veranlassung zu Streit und Spaltungen, zu verderblichen Mißgriffen werde! Der Himmel nehme sie in seinen Schutz, aufdaß gewisse böse Menschen, die allem Guten feind sind, nicht Gelegenheit finden, die unschuldigste und friedlichste Unternehmung in einem Lichte darzustellen, in welchem sie der Ruhe

des Staates gefährlich erscheinen, und so durch obrigkeitliche Gewalt eingestellt werden könnte!

3. Auf diesem Wege einer schriftstellerischen Thätigkeit ist es, auf welchem auch das dritte Hinderniß des Gemeingeistes unter uns am glücklichsten bekämpft werden könnte. Ich meine das Erbitterung erregende Verhältniß, in welchem die deutschen Einwohner unsers Landes zu dessen älteren Bewohnern in früherer Zeit gestanden sind, und zum Theile jetzt noch stehen. Daß dieses Verhältniß selbst in all denjenigen Stücken, in welchen es noch besteht, aufgehoben werde, das m. F. ist eine Sache, die man wohl eher wünschen als wirklich erwarten kann; zumal da ihre Ausführung, selbst wenn der Staat sie wollte, noch andere große Schwierigkeiten fände. So gibt es also durchaus kein anderes Mittel, wie trotz dieses Mißverhältnisses den Bürgern unsers Landes Gemeingeist eingeflößt werden könnte, durchaus kein anderes, das in unsrer Macht stände, als: die Verbreitung solcher Einsichten im Lande, durch welche die Nothwendigkeit des Gemeingeistes immer einleuchtender wird; und das Auftreten einzelner vortrefflicher Personen aus jedem Volkstamme, welche durch ihre eigenen Vorzüge auch ihren ganzen Volkstamm dem andern liebenswürdig machen. O daß doch Jeder aus uns in dieser doppelten Rücksicht Alles, was seine Kräfte vermögen, leistete! Jeder, dem höhere Gaben von Gott verliehen sind, der sich geeignet fühlt, auch als Schriftsteller bei seinem Volke aufzutreten, möge für sicher annehmen, daß er das ihm vom Himmel vertraute Pfund nicht besser anwenden könne, als wenn er Schriften verfaßt, welche den Gemeingeist in unserm Lande befördern; Schriften, durch welche unserm Volke allmälig einleuchtend wird die große Wahrheit: daß es durch seine bisherige Entzweiung, durch jenen Mangel an Gemeingeist, welchen es bisher bei so vielen Gelegenheiten gezeigt, Niemanden mehr als sich selbst geschadet, Niemanden mehr Freude gemacht habe,

als seinen Unterdrückern! — Aber auch wem Gott so ausgezeichnete Anlagen nicht verliehen hat, daß er als Schriftsteller mit Glück aufzutreten vermöchte, oder wen seine Verhältnisse an dieser Art von Thätigkeit hindern, der unterlasse nicht zu thun, was er nur immer für diesen edlen Zweck vermag! Wer er immer sei, in welchem Stand er lebe, wird er nicht überall vielfältige Gelegenheit finden, mit seinen Mitbürgern zu reden von dem gemeinen Besten? Gibt es nicht tägliche Zusammenkünfte, in welchen wir uns mit der Erzählung und Anhörung merkwürdiger Veränderungen, die das gemeine Wohl betreffen, unterhalten? Wie viele Anlässe hier, die schiefen Urtheile unserer Mitbürger auf gute Art zu berichtigen; sie mit den Vortheilen, welche der Gemeingeist hat, bekannter zu machen; ihnen zu zeigen, wie vieles sie ausrichten könnten, wie vieles Gute auch bei ihnen zu Stande kommen müßte, wenn sie nur ernstlich zusammen halten wollten? — Doch fast noch mehr als von solcher Belehrung verspreche ich mir von dem zweiten Mittel, das ich vorhin genannt habe. Denn so ist der Mensch geartet, er haßt und er liebt oft einen ganzen Stand, ja selbst ein ganzes Volk um eines Einzigen willen, der diesem Stande oder Volke angehört, und ihm sehr liebens- oder hassenswerth dünkt. So kann — freuen wir uns dessen m. F.! — so kann ein jeder Einzelne von uns, wenn er nur anders will, blos dadurch überaus viel zur Aussöhnung der beiden Volkstämme in unserm Lande beitragen, daß er an seiner eigenen Person ein hohes Muster der Vortrefflichkeit vor seinen Stammgenossen darstellt, und besonders dem andern Volkstamme sich von einer recht liebenswürdigen Seite zeigt. Ein jeder Böhme aus uns suche bei jeder Gelegenheit, die ihm der Himmel herbeiführt, dem Deutschen Güte und Liebe zu erweisen, ein jeder Deutsche thue ein Gleiches an dem Böhmen: und ich bin gewiß, wenn nur das kleine Häuflein der hier Versammelten diese so leichte, schon in jedem Augenblick sich belohnende Regel befolgen will, in weniger als zwei Jahrhunderten müßte aller Haß der beiden Volkstämme unsers Landes verloschen und

vertilgt sein! Um wieviel gewisser, wenn Sie auch noch die übrigen Mittel, deren ich heut erwähnte, alle gewissenhaft anwenden werden! O thun Sie es m. F.! Bezeigen wir uns gegen so heilsame Aufforderungen, als es die gegenwärtigen sind, nicht verstockt wie jenes Volk der Juden zu unseres Jesu Zeiten, das ihm die bittere Klage erpreßte, wie er ihnen den Weg der Rettung vergeblich zeigen wollte, »daß er vergeblich sich bemüht habe, es zu versammeln, so wie ein Huhn die jungen Küchlein versammelt!« *) Ach schmählichster Untergang war die Strafe dieser Verstockung — zum warnenden Beispiel für alle späteren Völker! Erkennen wir also besser als jenes Volk, »was uns zum Heile dient **), aufdaß auch wir in die Reihe derjenigen Völker zu stehen kommen, die eben jetzt von neuem aufzuleben suchen, nachdem die Stütze der Tyrannei zerbrach! Gott, welcher das Wohl der Völker liebt, wird auch uns beistehen im bescheidenen Kampfe für die Freiheit! Amen.

---

*) Matth. 23. 37.
**) Luk. 19. 42.

Gedruckt bei Leop. Sommer (vorm. Strauß), k. k. Hofbuchdrucker.

Über die **Wohlthätigkeit.** Dem Wohle der leidenden Menschheit gewidmet. Prag. 1847.

† Vorschlag zur Verbesserung einiger **Armenanstalten.** (Allgemeiner Anzeiger der Deutschen. Gotha 1831 Nr. 270).

Vorschläge zur Behebung des unter einem beträchtlichen Theile der Bewohner Prag's derzeit um sich greifenden Nothstandes. Prag. 1847.

* Über die **Perfectibilität** des Katholicismus. Streitschriften zweier katholischen Theologen; zugleich ein Beitrag zur Aufhellung einiger wichtigen Begriffe aus Bolzano's Religionswiss. Lpzg. 1845.

* **Religionsbekenntnisse** zweier Vernunftfreunde, nämlich eines protest. und eines kathol. Theologen. Mit Vorrede und Beurtheilung vom Herausgeber. Sulzbach 1835.

Schreiben eines kathol. Geistlichen an den Verfasser des Buches „die katholische Kirche Schlesiens" (Dr. Theiner). Sulzbach 1827.

* Schreiben eines katholischen Geistlichen an den Verfasser (Dr. Theiner) der zwei Briefe durch die jüngst zu Dresden erschienene Schrift: „die reine katholische Kirche" veranlaßt. Sulzbach 1828.

Sendschreiben an Sr. Hochw. Hrn. Dr. J. F. Röhr betreffend die aus seiner krit. Prediger-Bibl. (1835 Bd. 16) hier abgedruckte Kritik des Buches: Religionsbekenntnisse zweier Vernunftfreunde u. s. w. Sulzbach 1837.

Krug und **Bolzano** oder Schreiben an den H. Prof. Krug in Leipzig und Prüfung seines gegen Prof. Bolzano's Lehrbuch der Religionswiss. gerichteten Antwortschreibens, von dem „Ausgestoßenen." Sulzbach 1837.

Dr. **Bolzano** und **seine Gegner.** Ein Beitrag zur neuesten Literaturgeschichte. Sulzbach 1839.

Prüfung der Philosophie des sel. Georg **Hermes,** von einem Freunde der Ansichten Bolzano's. Sulzbach 1840.

Ansichten eines freisinnigen kathol. Theologen über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, entwickelt in einer Kritik der Aphorismen des Herrn **A. Gengler** über denselben Gegenstand in dem 3. Hefte des Jahrg. 1832 der Tübinger kathol. Quartalschrift. Sulzbach 1834.

† Über das **Recht** der **Geistlichkeit,** ihren Lebensunterhalt von Personen zu beziehen, welche nicht ihres Glaubens sind (in Irlands). Eine kirchenrechtliche Abhandlung. (In B. A. Pflanz Freimüth. Blätter. Stuttgart 1838. Heft 3. 4.

---

† Leben Franz Joseph Ritters v. **Gerstner** u. s. w. Prag 1837.

† Dr. Vincenz Julius Edler von **Krombholz,** nach seinem Leben und Wirken (mit dessen wohlgetroffenem Bildniß). Prag 1845.

* Lebensbeschreibung des Dr. **B. Bolzano** mit einigen seiner ungedruckten Aufsätze und dem (im Stahlstich) Bildnisse des Verfassers, eingeleitet und erläutert von dem Herausgeber. Sulzbach 1836.

(Die mit † bezeichneten Schriften sind nicht selbständig, sondern theils in den Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, theils in auswärtigen Zeitschriften erschienen. Die Schriften mit * haben verschiedene Schüler zu Verfassern, sie enthalten jedoch Aufsätze von B.)

